

IV.

**Sprachwissenschaft, 'Interkulturalität'
und Forschungsgeschichte**

András Kertész (Debrecen)

Über die Autonomie der germanistischen Linguistik

1. Gibt es die germanistische Linguistik?

Die Sprachwissenschaft, genauso wie viele andere Disziplinen, ist in dynamischem Wandel begriffen. Internationale Entwicklungen und traditionelle Werte prallen aufeinander. Umfassende Umwälzungen – wie etwa das Entstehen der Kognitionswissenschaft –, die die Grundlagen der wissenschaftlichen Erkenntnis, die Methoden der wissenschaftlichen Forschung, die Ziele und Voraussetzungen des Forschens betreffen, führen zur Verlagerung oder zum Abbau disziplinärer Grenzen, zur Entfaltung neuer Disziplinen und zu Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Forschungsbereichen. Gibt es, angesichts dieser rapiden Neustrukturierungsprozesse, noch so etwas wie die germanistische Linguistik? Anders und etwas differenzierter formuliert: Ist die germanistische Linguistik – zu Beginn des dritten Jahrtausends – eine autonome Disziplin, oder ist der Ausdruck „germanistische Linguistik“ vielmehr eine anachronistische Bezeichnung für manche Forschungsziele, die sich in den neuen Disziplinen, im Kaleidoskop sich ständig ändernder theoretischer Ansätze aufzulösen scheinen? Dies ist das Problem, dem dieser Beitrag gewidmet ist:

(P) Ist die germanistische Linguistik eine autonome Wissenschaft?

Diese Frage, mag sie noch so provokativ erscheinen, ist eine, die zwar auf diese zuge-spitzte Weise selten gestellt wird, die aber von keinem Linguisten unbeantwortet gelassen werden darf. Linguisten, welche Forschungsziele sie auch immer verfolgen, welche Methoden sie auch immer verwenden, welchen Untersuchungsgegenstand sie auch immer ins Auge fassen, haben grundsätzlich eine feste Meinung über die gegenwärtige Gültigkeit herkömmlicher disziplinärer Grenzen, über die Zuordnung mancher Ansätze zu etablierten Gebieten, über das Zusammenspiel von Methoden, Theorien, rationalen Werten. Selten explizit, umso öfter aber latent und implizit zeichnen sich somit zwei prinzipielle Antworten auf (P) ab. Die eine ist bejahend:

(A1) Die germanistische Linguistik ist eine autonome Wissenschaft.

Was sind die Kriterien, nach denen die Verfechter dieser Ansicht die germanistische Linguistik als „autonom“ beurteilen? Es lohnt sich, zur Ermittlung dieser Kriterien zunächst ein längeres Zitat als Ausgangspunkt zu wählen, um anzudeuten, daß es sich dabei nicht um eine Ad-hoc-Bewertung handelt. Die Ursache für die Auffassung, die germanistische Linguistik sei eigenständig, sei

[...] die primär historische und kulturhistorische Ausrichtung der Sprachwissenschaft infolge des Vorherrschens der vergleichenden Indogermanistik, der Dialektologie und Wortforschung; des weiteren die Vormachtstellung der sog. inhaltbezogenen Sprachlehre in der Germanistik sowie die Isolierung der Sprachwissenschaft in Einzelphilologien, die trotz ihres gemeinsamen Gegenstandes und verwandter Fragestellungen wenig miteinander zu tun hatten und es nicht einmal für die Mühe wert hielten, eine Methodik des Sprachunterrichts zu entwickeln.

Ich habe den Eindruck, daß sich diese Situation nicht sehr verändert hat. Auch heutzutage wird in der Germanistik von den modernen theoretischen Entwicklungen der Sprachwissenschaft, ihrer Grundlagenrolle im interdisziplinären Kontext und ihren Anwendungsmöglichkeiten wenig Notiz genommen. Die Isolierung in Einzelphilologien besteht nach wie vor, und der für einen interessanten und fruchtbaren Sprachunterricht erforderliche Blick über den Tellerrand der jeweiligen Einzelsprache läßt nach wie vor auf sich warten.¹

Da sich dieses kritische Zitat gegen die Kriterien richtet, nach denen die germanistische Linguistik im Sinne von (A1) als autonom angesehen wird, ist es relativ einfach, diese Kriterien zu identifizieren. Im Zitat wird also folgende Ansicht angefochten:

(A1') (A1) ist stichhaltig, weil

- (a) es möglich ist, die allgemeine bzw. theoretische Linguistik auf der einen Seite von der Linguistik von Einzelsprachen auf der anderen Seite zu *trennen*,²
- (b) es linguistische Ansätze gibt – wie etwa die inhaltbezogene Sprachwissenschaft –, die *auf deutschem Sprachgebiet* zur Erforschung der deutschen Sprache entwickelt worden sind und die die germanistische Linguistik von anderen Linguistiken unterscheiden;
- (c) es in der Sprachwissenschaft Forschungsschwerpunkte gibt – wie etwa die Dialektologie, die vergleichende Indogermanistik, die Wortforschung –, die in erster Linie *philologisch* ausgerichtet sind, die die Unterschiede einzelsprachlicher Phänomene hervorheben und die demnach für die Notwendigkeit einer eigenständigen germanistischen Linguistik sprechen;
- (d) die *Institutionalisierung* der Linguistik an Universitäten und Hochschulen Forschung und Lehre de facto germanistischen Lehrstühlen und Instituten zuordnet;
- (e) es, um den selbstgewählten Gegenstandsbereich zu erforschen, *nicht* notwendig ist, theoretisch, international und interdisziplinär zu verfahren – wenn die letztgenannten Aspekte vertreten werden, so handele es sich sogar um eine Art Erosion der Sprachwissenschaft.³



¹ GREWENDORF, GÜNTHER: *Die 'kognitive Revolution' in der Sprachwissenschaft und ihr Einfluß auf die germanistische Linguistik*. – In: JANOTA, JOHANNES (Hg.): *Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik*. Vorträge des Augsburger Germanistentages 1991. Tübingen: Niemeyer, 1993, Bd 2: *Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel*, S. 89.

² Vgl. dazu auch die analoge Diskussion, die gegenwärtig in Ungarn über das Verhältnis zwischen allgemeiner und theoretischer Sprachwissenschaft auf der einen und der ungarischen Sprachwissenschaft auf der anderen Seite geführt wird. Vgl. u.a. É. KISS, KATALIN: *Van-e általános nyelvészet és magyar nyelvészet? A személyragos igeekötőszerelem ürrégén*. – In: *Nyelvtudományi Közlemények* 95 (1996/1997), S. 25-43; KIEFER, FERENC: *Általános és speciális nyelvészet*. – Ebd., S. 119-126.

³ Vgl. JÄGER, LUDWIG: „*Language, what ever that may be*“: Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosions-

Die entgegengesetzte Auffassung, die sich im Zitat manifestiert und die die geäußerte Kritik motiviert, läßt sich auf eine stark vereinfachte und recht zugespitzte Weise als die zweite Antwort auf (P) darstellen:

(A2) Die germanistische Linguistik ist keine autonome Wissenschaft.

Die Argumente, die für (A2) sprechen, können skizzenhaft wie folgt formuliert werden:⁴

(A2') (A2) ist stichhaltig, weil

- (a) linguistische Probleme nur mit theoretischen Mitteln aufgeworfen und gelöst werden können, wodurch die theoretische bzw. allgemeine Sprachwissenschaft von der Linguistik von Einzelsprachen *nicht* zu trennen sind;
- (b) gegenwärtig eine deutliche Tendenz zur *Internationalisierung* der Linguistik stattfindet, wonach Grundlagenprobleme in internationalen Zeitschriften, auf internationalen Kongressen, im Rahmen internationaler Forschungsprojekte thematisiert werden und es demzufolge nicht mehr zugelassen ist, Sprache auf einer anderen Ebene zu erforschen;
- (c) im Zusammenhang mit einer solchen Internationalisierung sich auch die Notwendigkeit der *interdisziplinären* Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen zeigt, die umfassenden Neustrukturierungsprozessen der wissenschaftlichen Forschung untergeordnet ist;⁵
- (d) demzufolge die Erforschung dessen, was traditionellerweise den Gegenstand der sog. germanistischen Linguistik darstellte, nur durch die *Integration* diesbezüglicher Forschungen in die allgemeinen Tendenzen der Wissenschaftsentwicklung wie etwa die kognitive Wende möglich ist.

Für welche der beiden komprimiert dargestellten Ansichten sollte man Stellung nehmen? Diese Frage läßt sich nicht unmittelbar beantworten. Der Grund dafür, daß dies so ist, liegt darin, daß beide Ansichten unter wissenschaftsmethodologischem Aspekt widersprüchlich sind. Der Widerspruch ergibt sich daraus, daß sie zum einen eine *metalinguistische* Bewertung der germanistischen Linguistik anstreben, diese metalinguistische Bewertung aber zum anderen lediglich in der naiven Selbstreflexion mancher Linguisten wurzelt. Die Vertreter der beiden Ansichten sind anscheinend nicht bereit, die Tatsache zur Kenntnis zu nehmen, daß uns bereits ein etabliertes Forschungsgebiet zur Verfügung steht, dessen Aufgabe es ist, metawissenschaftliche Probleme systematisch zu thematisieren, und das mit einer Reihe von Methoden ausgerüstet ist, die bei der Thematisierung solcher Probleme verwendet werden können: *die Wissenschaftstheorie*. Erkennt man an, daß (P) eine typisch wissenschaftstheoretische Fragestellung ist, so kann man nicht umhin, beide dargestellten Antworten



geschichte ihres Gegenstandes. – In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12 (1993), S. 77-106. Siehe dazu auch GREWENDORF, GÜNTHER: *Der Sprache auf der Spur*. Anmerkungen zu einer Linguistik nach Jäger Art. – Ebd., S. 113-132; BIERWISCH, MANFRED: *Ludwig Jägers Kampf mit den Windmühlen*. – Ebd., S. 107-112.

⁴ Vgl. z.B. GREWENDORF, a.a.O.; KIEFER, a.a.O.; É. KISS, a.a.O.

⁵ Vgl. etwa: „Für die germanistische Linguistik wie für jede einzelsprachliche Philologie, die auf die theoretischen Ziele und Grundlagen einer erklärenden Sprachwissenschaft rekurriert, bedeutet dies, daß sie notwendigerweise in einen interdisziplinären Zusammenhang mit korrespondierenden Bereichen aus Psychologie, Soziologie und Pädagogik zu integrieren ist.“ – GREWENDORF, a.a.O., S. 87.

für nicht hinreichend fundiert zu erklären. (P) ist daher erst dann angemessen zu beantworten, wenn man es definitiv als eine wissenschaftstheoretische Fragestellung auffaßt und diejenigen wissenschaftstheoretischen Mittel einsetzt, die sich zu seiner Behandlung zu eignen scheinen. Ich plädiere somit für eine These, die zwar im Rahmen des vorliegenden kurzen Beitrags nicht nachgewiesen werden kann, deren Plausibilität ich aber im folgenden zumindest zu illustrieren versuchen werde:

(A3) (P) läßt sich erst unter Verwendung etablierter wissenschaftstheoretischer Methoden beantworten.

Angesichts der Forschungslage der Wissenschaftstheorie schien eine solche These bis vor kurzem außerhalb der Reichweite wissenschaftstheoretischer Ansätze zu liegen. Zunächst fasse ich den Grund dafür kurz zusammen.

2. Ein Analogieschluß

Die Entwicklung der Wissenschaftstheorie könnte man stark vereinfacht in drei Phasen gliedern: (i) Die Vorherrschaft des logischen Positivismus etwa von den zwanziger bis zu den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts; (ii) die Entwicklung der sog. „Received View“ in den fünfziger und sechziger Jahren, die wissenschaftliches Denken weitgehend bestimmte;⁶ (iii) schließlich die Vorgänge, die zur Herausbildung der gegenwärtigen – durch den Pluralismus der Ansichten geprägten – Forschungslage führten. Trotz der Unterschiede zwischen den Auffassungen, die diese drei Phasen kennzeichnen bzw. die auch innerhalb der einzelnen Phasen zu beobachten sind, gibt es allerdings ein wichtiges Merkmal, das die gesamte Wissenschaftstheorie aus der Sicht unseres Problems (P) als fragwürdig erscheinen läßt. Diese Gemeinsamkeit beruht auf einer allgemein akzeptierten Unterscheidung Kuhns zwischen ‘reifer’ und ‘unreifer’ Wissenschaft.⁷ Nach Kuhn sind ‘unreife’ Wissenschaften grundlageninstabil; dies bedeutet u.a., daß unter den Wissenschaftlern kein Einverständnis im Hinblick auf die Methoden, Grundfragen und Forschungsziele besteht. Demgegenüber sind ‘reife’ Wissenschaften durch die Stabilität der Grundlagen gekennzeichnet. Ob es nun die germanistische Linguistik als eine autonome Wissenschaft gibt oder nicht, eines steht fest: Wenn es sie gibt, so ist sie mit Sicherheit *keine* ‘reife’ Wissenschaft. Die Schwierigkeit geht somit daraus hervor, daß alle bislang erarbeiteten bekannten und vielfach angewandten wissenschaftstheoretischen Ansätze darauf abzielen, *reife* Wissenschaften ins Auge zu fassen, während sie ungeeignet sind, den Eigenheiten von ‘unreifen’ Wissenschaften Rechnung zu tragen. Dies bezieht sich sowohl auf „Paradigmen“ bzw. „disziplinäre Matrizen“ Kuhnscher Art als auch auf Lakatos’ „wissenschaftliche Forschungsprogramme“ oder Laudans „Forschungstraditionen“.⁸



⁶ Der Ausdruck ‘Received View’ wurde von H. Putnam geprägt; für eine ausführliche Darstellung siehe SUPPE, PATRICK: *The Search for Philosophic Understanding of Scientific Theories*. – In: DERS. (Hg.): *The Structure of Scientific Theories*. Urbana, IL: University of Illinois Press, S. 1-263.

⁷ KUHN, THOMAS S.: *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago: University of Chicago Press, 1970.

⁸ KUHN, a.a.O.; LAKATOS, IMRE: *The Methodology of Scientific Research Programmes*. Cambridge: Cambridge University Press, 1977; LAUDAN, LARRY: *Progress and Its Problems*. Berkeley: University of California Press, 1977.

Aus diesem Grunde besteht der erste Schritt zur Explikation von (A3) in der Erarbeitung eines wissenschaftstheoretischen Ansatzes, der imstande ist, außer 'reifen' auch 'unreife' Wissenschaften zu erfassen.

Ein solcher ist Barbara von Eckardts Auffassung von „Forschungsrahmen“ (*research framework*), die sie aufgrund einer Kritik von Laudans Begriff „Forschungstradition“ entwickelt hat.⁹ Die Autorin faßt den Grundgedanken wie folgt zusammen:

A research framework consists of four sets of elements: a set of assumptions that provide a pretheoretic specification of the domain under study (prefixed with the letter *D*); a set of basic empirical research questions, formulated pretheoretically (prefixed with *Q*); a set of substantive assumptions that embody the approach being taken in answering the basic questions and that constrain possible answers to those questions (prefixed with *SA*); and a set of methodological assumptions (prefixed with *MA*). These four sets of elements make up a quadruple that can be abbreviated thus: $\langle D, Q, SA, MA \rangle$.¹⁰

Eckardt argumentiert einfach: wenn es gelingt, das Vorhandensein der vier genannten Parameter nachzuweisen, dann liegt ein Forschungsrahmen in ihrem Sinne vor; und wenn ein Forschungsrahmen vorliegt, dann handelt es sich um eine eigenständige, einheitliche Disziplin. Es wurden bislang zwei Versuche unternommen, das Konzept von Forschungsrahmen auf Probleme anzuwenden, die analog zu (P) sind. Der erste Versuch stammt natürlich von der Autorin selbst. Sie ist bestrebt, das gegenwärtige paradigmatische Beispiel für eine 'unreife', scheinbar uneinheitliche, pluralistische Wissenschaft zu analysieren: *die Kognitionswissenschaft*. Das diesbezügliche Problem und ihren eigenen Lösungsvorschlag kennzeichnet sie auf eine recht anschauliche und zugespitzte Weise:

Yet, despite all this activity, it is possible to be sceptical about whether cognitive science exists as a coherent intellectual enterprise. *Perhaps there is no such thing as cognitive science*, really. Perhaps there are just cognitive *sciences* – perhaps we have psychologists, AI researchers, linguists, philosophers, neuroscientists, and anthropologists studying cognition from their own disciplinary perspectives and with their own particular disciplinary methodologies. [...]

I would like, in fact, to argue a contrary thesis: [...] I would like to argue that a coherent, transdisciplinary framework of shared commitments for cognitive science can be reconstructed, and that this reconstructed framework is substantial in accord with what everyone considers to be the clear cases of cognitive science research.¹¹

Die im Zitat genannte These wird dadurch nachgewiesen, daß die Elemente des Quadrupels $\langle D, Q, SA, MA \rangle$ ermittelt und identifiziert werden, wodurch sich die Kognitionswissenschaft, im Gegensatz zu der weit verbreiteten Auffassung, als eine einheitliche und autonome Wissenschaft herausstellt.¹²



⁹ Vgl. LAUDAN, ebd.; ECKARDT, BARBARA VON: *What is Cognitive Science?* Cambridge, Mass.: MIT Press, 1993.

¹⁰ Ebd., S. 18.

¹¹ Ebd., S. 3; Hervorhebung A. K.

¹² Thagard bewertet diesen Ansatz als „[...] the best philosophical discussion of cognitive science to date.“ Vgl. THAGARD, PAUL: *Review of Barbara von Eckardt, „What is Cognitive Science?“* – In: *Philosophy of Science* 62 (1995), S. 346.

¹³ CSATÁR, PÉTER: *A kognitív nyelvészet egysége hangjainak sokféleségében*. Ph.D.-Dissertation. Debrecen, 2000.

Der zweite Versuch ist die lineare Fortsetzung von Eckardts Überlegungen. Péter Csátár hat unlängst gezeigt, daß sich das Konzept von Forschungsrahmen auf die Frage anwenden läßt, inwieweit man von der *kognitiven Linguistik* als autonomer Wissenschaft sprechen kann.¹³ Angesichts der Vielfalt kognitiv-linguistischer Theorien, angesichts des antagonistischen Verhältnisses zwischen ihnen, angesichts des komplizierten und weitgehend ungeklärten Verhältnisses zwischen kognitiv-linguistischen Ansätzen auf der einen und der generativen Grammatik auf der anderen Seite ist dieses Resultat recht bemerkenswert.

Somit könnte man versucht sein, folgenden Analogieschluß zu ziehen:

Wenn

- (a) die germanistische Linguistik eine ‘unreife’, der Kognitionswissenschaft und der kognitiven Linguistik *ähnliche* Wissenschaft ist,¹⁴ und
- (b) die Autonomie der letzteren mit von Eckardts Konzept von Forschungsrahmen thematisiert werden kann,

dann ergibt sich, daß

- (c) sich auch die Frage nach der Autonomie der germanistischen Linguistik mit Hilfe dieses Konzepts thematisieren läßt.

Wie plausibel die Konklusion dieses Analogieschlusses auf den ersten Blick auch immer erscheinen mag, man darf nicht vergessen, daß Analogieschlüsse nie mit Sicherheit gelten. Somit bedarf es zunächst gründlicher Überlegungen, um zu entscheiden, ob die scheinbare Analogie zwischen der germanistischen Linguistik und der Kognitionswissenschaft bzw. der kognitiven Linguistik im Hinblick auf die Eigenschaften tatsächlich besteht, die für die Ermittlung eines Forschungsrahmens relevant sind. Erst wenn die diesbezüglichen detaillierten Erwägungen eine bejahende Antwort ergeben, darf man die nächsten Schritte tun. Diese müßten ihrerseits folgende Fragen ins Auge fassen:

(P’) Lassen sich

- (a) die vortheorietische Spezifikation des Forschungsgebiets *D*,
- (b) die Menge der vortheorietisch formulierten Grundfragen *Q*,
- (c) die Menge substantieller Antworten *SA* auf *Q*, und
- (d) die Menge methodologischer Annahmen *MA*

der germanistischen Linguistik ermitteln?

Somit wurde (P) auf (P’) *reduziert*. Dadurch dürfte die Plausibilität von (A3) einleuchten: ob die unter (P’) aufgezählten Fragen sich mit Ja oder Nein beantworten lassen, ist nur durch gründlich und detailliert vorgenommene wissenschaftstheoretische Analysen zu entscheiden, wobei die naive Selbstreflexion der Linguisten nicht mehr ausreicht.



¹⁴ ‘Unreif’ wird im Sinne von KUHN, a.a.O., verstanden.

3. Fazit

Ausgangspunkt des in diesem Beitrag durchgeführten Überblicks war die Erkenntnis, daß gegenwärtig zwei antagonistische Auffassungen im Hinblick auf die Beschaffenheit der germanistischen Linguistik zu beobachten sind: nach der einen könne man, angesichts neuester Entwicklungen in der Sprachwissenschaft, von germanistischer Linguistik als einer autonomen Wissenschaft nicht mehr sprechen; nach der anderen solle es eine solche nach wie vor geben. Im Unterschied zu diesen, lediglich auf der naiven Selbstreflexion von Linguisten beruhenden beiden Auffassungen wurde unter (A3) die Annahme unterbreitet, daß die Frage nach der Autonomie der germanistischen Linguistik nur mit Hilfe wissenschaftstheoretischer Analysemethoden entschieden werden könne. Somit wurde versucht, geeignete wissenschaftstheoretische Mittel zu finden. Dabei schien sich eine Analogie zwischen der germanistischen Linguistik auf der einen und der Kognitionswissenschaft bzw. der kognitiven Linguistik auf der anderen Seite anzubieten, die die gesuchte Analysemethode nahelegte. Ob diese Analogie tatsächlich besteht und ob von Eckardts Ansatz sich auf die germanistische Linguistik erfolgreich anwenden läßt, ist allerdings ohne weitere Überlegungen, die in diesem kurzgefaßten Beitrag nicht mehr durchgeführt werden können, nicht zu entscheiden. Somit scheint es zwar plausibel zu sein, (A3) weiterhin aufrecht zu erhalten, aber wir sind nach wie vor weit davon entfernt, auf (P) eine wissenschaftstheoretisch fundierte, überzeugende und eindeutige Antwort zu geben.¹⁵



¹⁵ Der Beitrag entstand im Rahmen des Projekts FKFP 330/1997.

György Hell (Piliscsaba)

Das Abenteuer der Satzglieder Über Grundlagen der Satzgliedlehre

Abenteuer und Ereignis können Synonyme oder Antonyme sein. Es gibt Ereignisse, die so unerwartet, überraschend oder ungewöhnlich sind, daß sie trotz ihrer Realität als Abenteuer empfunden werden. Andererseits beschreiben wir als Abenteuer solche „Ereignisse“, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben, nur in die Welt der Phantasie gehören und allein das Leben von Menschen wie Münchhausen interessant machen. Eine solche Doppelseitigkeit läßt sich auch in der Geschichte der Satzteile entdecken. Man kann ihre Rollen im Satz der Realität der Sprache entsprechend darlegen, aber es kann auch sein, daß die Verhältnisse, die mit ihnen erklärt werden, Produkte einer reichhaltigen Phantasie sind, die nichts mit der sprachlichen Realität zu tun hat.

Die Satzteile unserer heutigen Grammatiken sind erst seit etwa zweihundert Jahren Bestandteile der sprachwissenschaftlichen Beschreibung, ihre Erforschung begann mit K. F. Becker. Das von ihm vorgeschlagene System der Satzglieder wurde von der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft seiner Zeit kaum beachtet, doch hat es sich im Sprachunterricht schnell verbreitet. Erst im vorigen Jahrhundert, in der Nachkriegszeit, hat sich die synchrone Sprachbeschreibung eingehender mit der Satzgliedlehre beschäftigt, und zwar in einem kritischen Ton, der bis in unsere Zeit fort dauert. Der vorliegende Beitrag gruppiert die kritischen Bemerkungen um drei Meinungen und möchte nach einer Analyse ihrer Aussagen eine Antwort darauf bekommen, warum so viele kritische Bemerkungen bezüglich der traditionellen Grammatik geäußert werden und ob sich gewisse Möglichkeiten eröffnen, befriedigende Behauptungen über das Verhältnis der alten und der modernen Grammatik zu machen.

1. Die objektive Syntax bei H. Glinz

In den fünfziger-sechziger Jahren hat H. Glinz in mehreren Artikeln die ganze Satzteillehre von Becker unter scharfe Kritik gezogen. Nach ihm gehört diese Arbeit zu den „Fehlformen von Grammatik“, die in „spekulierender Einteilungssucht“ zu einem „Schematismus des Satzbaus“ geführt haben.¹ Beckers Analyse teilt den Satz



¹ GLINZ, H.: *Grammatik und Sprache*. – In: *Wirkendes Wort: Sammelband I*. Düsseldorf, 1962, S. 184-194, hier S. 188.

primär in Subjekt und Prädikat, zu ihnen treten in erster Linie gewisse ergänzende Teile und dann noch Angaben der Zeit, des Ortes, der Ursache usw. Ein solches Verfahren ist nach Glinz nur selten anwendbar und kann nicht zum richtigen Verstehen eines Satzes führen. Die spekulative Satzlehre von Becker sei ein Prokrustes-Bett für alle möglichen Grammatiken, und man müsse sich von ihr befreien.² Vor allem solle man die Vorstellung aufgeben, daß der Satz nach dem Muster der Logik in Subjekt und Prädikat zu teilen ist. Eher solle man in den Sätzen durch die Verschiebung der Abschnitte objektive Kontrollmöglichkeiten dazu schaffen, wie die „richtigen Satzteile“ bestimmt werden könnten. Der Satz sei kein Urteil, er besitze „Zeitlichkeitsgestalt“, die den Satzinhalt in der Form eines geistigen Bildes darlegt. Die auf diese Weise bestimmten Satzteile erhalten die nötige Präzision und haben zugleich eine genügende Flexibilität, um eine allgemein gültige Satzanalyse zu ermöglichen.³ Da Glinz außer der Formkonstante ständig auch die Wichtigkeit des Inhalts betont (er hält neben den Satzteilbedeutungen auch noch eine Analyse des unmittelbaren Inhalts, des „Redekerns“, für unerlässlich), weicht er wirklich von Beckers Satzanalyse ab, aber dabei scheint er zu solchen Perioden der Grammatikgeschichte zurückzukehren, die für Zeiten vor Becker typisch sind. Schon etwa hundert Jahre vor Becker hat P. Girard neben Subjekt (Subjektif) und Prädikat (Attributif) weitere Teile, wie Objectif, Terminatif, Circonstantiel, Conjonctif und Adjonctif unterschieden.⁴ Ähnliche Benennungen verwendet Meiner in seiner Grammatik aus dem Jahre 1781 für den Satz *Der Sohn*_(subjectum) *hat dem Nachkommen*_(objectum personale) *den Verlust*_(objectum reale) *durch das Verdienst*_(instrumentum) *unendlich ersetzt*.⁵ Offensichtlich spiegeln hier die Satzglieder die inhaltlichen Bestandteile des Satzes, und Beckers Bedeutung besteht gerade darin, daß er die syntaktischen Beziehungen hervorhebt. Zuerst benutzt er nur vier Satzteile: Subjekt, Prädikat, Attribut und Objekt, die alle durch formale Eigenschaften miteinander verbunden sind. Das verbale Prädikat besitzt bei ihm nur Objekte, und so findet er im Satz *Kaiser Karl hatte zu jener Zeit in Italien an dem Könige von Frankreich einen gefährlichen Nachbarn* vier von ihnen.⁶ Die Adverbialergänzung als fünfter Satzteil kommt erst später zu den vier vorherigen Gliedern als eine Abart der Objekte, aber dabei kommen schon inhaltliche Eigenschaften zur Geltung.

Das wirklich Neue bringt Glinz mit dem operativen Verfahren, mit der Verschiebeprobe und Ersetzungsprobe in die Syntaxlehre. Durch die Objektivität dieser Analyse konnte er die Unsicherheiten beheben, die seit Becker über den Status der Satzglieder bestanden. Becker teilt einmal den Satz in Subjekt und Prädikat, die Attribute und Objekte sind Ergänzungen zu ihnen, aber können auch einzelne Wörter ergänzen.⁷ So sind sie nicht dem Satzganzen untergeordnet, sondern bestimmten Teilen innerhalb



² Ebd., S. 188-189.

³ Ebd., S. 190.

⁴ GIRARD, P.: *Les vrais principes de la langue française*. Paris, 1747. – In: FORSGREN, KJELL-ÅKE: *Zur Theorie und Terminologie der Satzlehre*. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Grammatik von J. C. Adelung bis K. F. Becker 1780-1830. Göteborg, 1973, S. 96-101 (Anhang).

⁵ FORSGREN: *Zur Theorie und Terminologie*, S. 134.

⁶ Ebd., S. 147.

⁷ BASLER, O.: *Der große Duden*. Leipzig, 1937, S. 211.

der Satzglieder, was letzten Endes zur Syntagmenlehre führt. Die Verschiebeprobe bezieht die Abschnitte immer auf das Satzganze.

2. Die Valenzgrammatik bei Helbig

Die Anordnung der Satzteile nach der Relation zum Satzganzen und nach den Relationen innerhalb der Satzteile führt zu einem mehrstufigen Satz. Diesen Aufbau lehnt Helbig aus zwei Gründen ab: Der Stufenbau sage einmal nichts über die kommunikativ-inhaltlichen Werte der einzelnen Glieder, und andererseits gebe er keine Erklärung darüber, in welchem Maße die Teile für den grammatischen Bau des Satzes verantwortlich sind. Diese Betrachtung führt aber zu einer völlig neuen Anordnung der Teile im Satz. Bei Helbig bekommt das finite Verb die zentrale Stelle in der Satzstruktur, um das Finitum erscheinen die anderen Bauelemente des Satzes, die als obligatorisch notwendige, fakultativ mögliche oder freie Glieder dem Verb unterworfen sind. Der so verstandene Satz hat kein Subjekt-Prädikat-Zentrum mehr, er ist viel mehr ein Gerüst, in dem die syntaktisch-semanticen Wertigkeiten eines verbalen Kerns realisiert werden. In dieser Valenzanalyse steht das Subjekt auf gleicher Ebene mit den Objekten oder mit irgendeiner Adverbialergänzung, wenn diese für die grammatische Vollständigkeit des Satzes gleich unerlässlich sind.

Mit einer solchen Auffassung weicht Helbig mit seiner Valenzgrammatik von einer sehr alten, bis zu Priscian zurückgreifenden Tradition ab, wonach man die Verben in transitive, ditransitive oder intransitive Gruppen einteilen kann. Diese alte Klassifizierung baut auf der Rektionsfähigkeit der Verben auf, und zwar so, daß dabei das Subjekt, das Nomen im Nominativ unberücksichtigt bleibt. Das bedeutet natürlich nicht, daß der Nominativ neben dem Verb belanglos wäre, es bedeutet aber, daß ein nicht unbedeutender Unterschied in der Relation zum Verb zwischen Subjekt und Objekt besteht, was einer Gleichsetzung der zwei Satzteile widerspricht. In dem Satz

Mein Nachbar spielt Beethoven

ist *Beethoven* Objekt, *mein Nachbar* nominativisches Subjekt neben *spielt*. Wenn ich aber nun sage:

Jeden Abend höre ich meinen Nachbarn Beethoven spielen

dann steht *Beethoven* immer noch im Akkusativ neben dem Verb *spielen*, aber der Nominativ ist verschwunden, obwohl *Nachbarn* immer noch als Subjekt beim gleichen Verb fungiert. Das Wort im Nominativ (das Subjekt) steht also in einem anderen Verhältnis zum Verb als das Akkusativobjekt, es ist nicht identisch mit ihm, was eher die alte Auffassung unterstützt als die – beinahe schon in die traditionelle Grammatik integrierte – neue Valenztheorie.

Helbig nimmt neben obligatorischen Aktanten und freien Angaben noch eine dritte Kategorie der Ergänzungen an, die fakultativen Aktanten, mit denen er die nicht obligatorischen Objekte von den freien Adverbialergänzungen trennen kann. (Z.B. *das*



⁸ HELBIG, G.: *Einführung in die Valenztheorie*. – In: HELBIG, G.; SCHENKEL, W.: *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben*. Leipzig: Bibl. Inst., 1979, S. 11-92, hier S. 36.

Buch bzw. *laut* in dem Satz *Der Junge liest das Buch laut.*) Das Interessante dabei ist, daß er den zur Begründung dieser Kategorie notwendigen Begriff aus der generativen Grammatik entlehnt, in der das wegläßbare Objekt durch die subkategorisierende Eigenschaft des Verbs gebunden ist, die Adverbialergänzung aber nicht. Das bedeutet, daß Helbig keinen prinzipiellen Unterschied zwischen der Valenztheorie (der traditionellen Grammatik) und der generativen Grammatik annimmt.⁸

3. Kategorien hinter den Satzgliedern bei P. Gallmann und H. Sitta

Eine etwas ähnliche vermischte Verwendung der Kategorien läßt sich bei Peter Gallmann und Horst Sitta in einem Artikel entdecken, in dem sie die Vielheit der Definitionen kritisieren, die bezüglich der Satzteile in den Grammatiken benutzt werden. Früher mußten sie selbst Fachausdrücke finden, und die von ihnen gewählten Termini sind „in die kategorisierende Arbeit der Grammatiken eingegangen – implizit, wie das üblich ist, sie sind dort weder expliziert, noch zur Diskussion gestellt worden.“⁹ In ihrem Artikel möchten sie die fehlende Begründung nachholen. Nach einem geschichtlichen Überblick stellen sie Folgendes fest: „Was – bis in unsere Zeit hinein – für die Bestimmung von Satzgliedern herangezogen worden ist, verdankt sich nicht einem einheitlichen systematischen Denkansatz. Es hat sich [...] über die Jahrhunderte hin entwickelt, wechselnden Bedürfnissen folgend und damit notwendig unsystematisch. [...] So scheinen uns auch die heute angebotenen Satzgliedlehren auf höchst unterschiedlichen Kategorien zu basieren.“¹⁰ Das bedeutet, daß für unsere heutige Terminologie ein uneinheitlicher Denkansatz und unsystematisches Vorgehen charakteristisch ist, was die Autoren dadurch beseitigen wollen, daß sie alle Kategorien darlegen, die von den einzelnen Grammatiken zur Bestimmung der Satzglieder benutzt wurden. Dazu geben sie eine Liste, die zehn verschiedene Kategorien enthält, z.B.: Konstituenz, Abhängigkeit, Verschiebbarkeit, Valenz usw.¹¹

Ohne alle angegebenen Kategorien genau zu besprechen, nehmen wir jetzt nur eine, die Konstituenz, heraus und untersuchen sie etwas näher. Die Sätze bestehen nicht aus einem einzigen Bestandteil, sondern sind aus mehreren kleineren Einheiten, aus Konstituenten, aufgebaut. Einige von ihnen sind alleinstehende Wörter (Realisierungen von Wortarten), andere sind Wortverbindungen (Phrasen), die den Namen von der wichtigsten Einheit der Verbindung erhalten. Der Artikel erwähnt substantivische, adjektivische, partizipiale, präpositionale und adverbiale Phrasen, aber keine verbalen. Der Verzicht auf die verbale Phrase ist nicht allein für die Arbeit von Gallmann und Sitta charakteristisch, auch P. Eisenberg gibt in seiner Grammatik die gleiche Konstituentenliste an.¹² Das Verb als Konstituente steht in diesen Arbeiten immer



⁹ GALLMANN, P.; SITTA, H.: *Satzglieder in der wissenschaftlichen Diskussion und in Resultatsgrammatiken* – In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*, 1992, S. 137-180, hier S. 138.

¹⁰ Ebd., S. 142.

¹¹ Ebd., S. 143.

¹² EISENBERG, P.: *Grundriss der deutschen Grammatik*. Metzler: Stuttgart, 1994, S. 41-42.

allein, es bildet keine Verbindungen mit Nominalphrasen, die bei einem weiteren Schritt abgetrennt werden müßten. Eine solche Lösung steht aber im Gegensatz nicht nur zum Verfahren des amerikanischen deskriptiven Strukturalismus und der generativen Grammatik, sondern auch zum Konstituentenbegriff der traditionellen Analyse. Der Terminus „Konstituente“ gehört ursprünglich zu den Termini der europäischen Sprachwissenschaft, wo er für die Analyse der Zusammensetzungen verwendet wurde. Zur Bezeichnung der Bestandteile der Komposita benutzten die englischen Grammatiker das Wort „constituent“, in deutschen Arbeiten findet man für den gleichen Zweck „Kompositionsglied“.¹³ Das Wort „Konstituente“ erscheint nur in den neueren deutschen Grammatiken. Die *Duden-Grammatik* 1995 empfiehlt zur Analyse der Zusammensetzungen das folgende Verfahren: „Ein erster Schritt besteht also darin, die Bestandteile der Wortbildung zu ermitteln (Konstituentenstrukturanalyse). Man kann davon ausgehen, daß sie immer binär angelegt ist.“¹⁴ Bei Rosemarie Lühr steht Folgendes: „Unter dem Wortbildungstyp Zusammensetzung versteht man eine Morphemverbindung, deren unmittelbare (durch Zweiteilung gewonnene) Konstituenten, die Kompositionsglieder, auch als freie Morpheme oder Morphemverbindungen vorkommen können.“¹⁵ Die neue Benennung schafft die Möglichkeit, eine Unterscheidung zwischen Komponente und Konstituente zu bilden. „Komponenten“ sind die Glieder überhaupt, „Konstituenten“ nur diejenigen, die durch eine Zweiteilung gewonnen werden. Zusammensetzungen können identisch in der Zahl ihrer Komponenten, aber unterschiedlich in ihren Konstituenten sein. (*Oberbürgermeister* hat die Konstituenten *Ober* und *Bürgermeister*, wogegen *Oberschullehrer* in *Oberschul* und *Lehrer* zerlegt wird.) Der amerikanische Strukturalismus hat dieses Analyseverfahren auf die (durch Wortartenreihen angegebenen) Sätze übertragen, aber er hat sich immer an die ursprüngliche Methode der Zweiteilung gehalten. Gallmann und Sitta (und andere noch) benutzen „Konstituenten“, aber sie bekommen sie nicht durch Zweiteilung, sondern durch die Verschiebeprobe, die die verbale Phrase verschwinden läßt. Daraus folgt aber, daß alle nominalen Konstituenten im Satz in der gleichen Weise dem finiten Verb untergeordnet werden, wie das in der Valenzgrammatik zu finden ist. Durch das Verschwinden der phrasalen Verbkonstituente verschwindet auch der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt. (Die Kongruenz zwischen Subjekt und Prädikat läßt sich natürlich nicht leugnen, aber diese Erscheinung spielt für die Anhänger der Valenzgrammatik keine entscheidende Rolle.)

4. Die traditionelle Grammatik und die aristotelische Logik

Glinz wies die Verwendung der Begriffe Subjekt und Prädikat nicht endgültig ab. Sie spiegeln nach ihm nicht allein die Grundformen des Denkens, sondern sind auch auf die Analyse einer Reihe früherer fremder Sprachen zurückzuführen. Als reine logi-



¹³ PAUL, H.: *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 10. Aufl. Tübingen: Niemeyer, 1995, S. 247.

¹⁴ *Duden Grammatik*. Mannheim: Dudenverlag, 1995, S. 401.

¹⁵ LÜHR, R.: *Neuhochdeutsch*. München: Fink, 1993, S. 150. Hervorhebung von Gy. H.

¹⁶ GLINZ, H.: *Die innere Form des Deutschen* (1952). Bern; München, 1973, S. 50-51. Vgl. noch: DERS.: *Aufgabe und Werdegang der deutschen Grammatik*. – In: *Wirkendes Wort* 6 (1956), S. 328-335.

sche Kategorien bedeuteten sie anfänglich ernste Hindernisse für die Herausfindung der einheitlichen sprachlichen Kategorien. Da „... man nämlich zugleich mit den Sprach-Einheiten und -Gesetzen Einheiten und Gesetze für das Denken suchte, mußte man vieles an der Sprache falsch sehen.“¹⁶ Trotzdem war die enge Verbindung zwischen Logik und Grammatik nach Glinz nicht verhängnisvoll. Den entscheidenden Fehler hat Becker dadurch verursacht, daß er die Begriffe Subjekt und Prädikat nur scheinbar aus der Logik genommen hat. In der Tat baute er auf der naturphilosophischen Organismuslehre von Schelling. Die Natur ist in dieser Auffassung eine unbewußte Vernunft, eine schlummernde Intelligenz, die sich schrittweise zur bewußten Vernunft entfaltet. Dazu wird sie durch zwei entgegengesetzte Kräfte, eine abstoßende und eine anziehende, bewegt, die bei Becker als „Sein“ und „Tätigkeit“ die beiden Grundpole der Sätze, das Subjekt und das Prädikat, geben. Anstelle dieser metaphysischen Prinzipien benutzt Glinz in seiner Grammatik objektive Analyseverfahren, mit denen er Form und Inhalt im Satz bestimmen kann.

Helbig mißbilligt die Verwendung der Kategorien Subjekt und Prädikat aus einem anderen Grund. Sie sind bei Becker die zwei Hauptteile des Satzes, und diese Auffassung steht im Gegensatz zu seinem verbzentrischen Satzbild. Darüber hinaus denkt er, daß diese Satzteile nichts über den richtigen Mitteilungswert des Satzes aussagen. In dem Satz *Heute habe ich einen guten Gulasch gegessen* müßte man nach dem „logisch-grammatischen Satzkern“ in *ich habe gegessen* die zentrale, wichtige Information suchen, wo sie doch mit *heute* und *einen guten Gulasch*, also nicht durch Subjekt und Prädikat, angegeben sind. Helbig bemängelt auch, daß in Beckers Grammatik die Satzteile „zu stark semantisch vorbelastet sind“, was ihm eine Rückkehr zur alten, traditionellen Grammatik kaum ermöglicht.¹⁷

Wir würden die kritischen Bemerkungen gegenüber der traditionellen Grammatik gewiß falsch bewerten, wenn wir im Hintergrund einfach den Wunsch voraussetzten, daß sie nur eine Korrektur in der Grammatik vornehmen wollen. Glinz, Helbig und andere setzen sich ein höheres Ziel: Statt der alten möchten sie eine neue Grammatik haben, die auf die traditionellen Prinzipien verzichtet und neue verwendet. Welche Möglichkeiten eröffnen sich aber für eine Grammatik, die von der aristotelischen Logik unabhängig sein will? Die traditionellen Satzteilbegriffe (wenn auch unter anderen Namen) sind in der operationellen Grammatik von Glinz genau so vorzufinden wie in der Valenzgrammatik von Helbig. Kein Wunder deshalb, wenn nach D. Cherubim alle Vorwürfe gegen die traditionelle Grammatik unbegründet sind, denn „es gibt keine Berechtigung, die moderne, (strukturelle) Linguistik gegen die traditionelle Sprachwissenschaft auszuspielen.“ Das Verhältnis zwischen ihnen wird nach Cherubim eher durch „Vorurteile als ein systematisch begründbares Verständnis“ bestimmt.¹⁸ In seinem Buch teilt Cherubim die Geschichte der Sprachwissenschaft in drei Perioden: die traditionelle (A), die historisch-vergleichende (B) und in die struk-



¹⁷ HELBIG, G.: *Einführung in die Valenztheorie*. – In: G. HELBIG; W. SCHENKEL: *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben*. Leipzig: Bibl. Institut, 1975, S. 11-92, hier S. 42.

¹⁸ CHERUBIM, D.: *Grammatische Kategorien: das Verhältnis von „traditioneller“ und „moderner“ Sprachwissenschaft*. Tübingen: Niemeyer, 1975, S. 9 und 15.

turelle (C) seit Saussure. Da diese letzte nach ihm eine Weiterentwicklung der traditionellen darstellt, sieht er keinen prinzipiellen Gegensatz zwischen ihnen. Weil aber Cherubim alle Grammatiken nach Saussure, die generative einbegriffen, zur strukturellen Richtung rechnet, ist seine Feststellung etwas zu tolerant, und sie muß näher untersucht werden.

Will man in die Einzelheiten der Verhältnisse einer aristotelischen Grammatik zu einer nicht-aristotelischen eingehen, so muß man zuerst untersuchen, welche typischen Eigenschaften, Prinzipien die traditionelle Grammatik der aristotelischen Logik zu verdanken hat, und wie sie durch andere ersetzt werden könnten. Die wichtigste Eigenschaft, die die traditionelle Grammatik der klassischen Logik verdanken kann, ist ihr universeller Charakter. Durch die enge Verbindung zwischen Logik und Sprache war es möglich, die Kategorien der lateinischen Grammatik bei der Beschreibung sehr vieler anderer Sprachen zu verwenden, aber eben darum war die Sprachwissenschaft immer der Beschuldigung ausgesetzt, daß ihre grundlegenden Kategorien logischer Natur sind. Die Begriffe Subjekt und Prädikat werden in der aristotelischen Logik zur Begründung der Regelmäßigkeiten in der Schlußfolgerung benutzt, das sind die zwei Stützpunkte, auf denen alle Formen der aristotelischen Deduktionen aufgebaut sind. Ohne Subjekt und Prädikat gibt es keine Sillogistik. Trotzdem ist es bis heute unerklärt geblieben, ob Aristoteles mit diesen zwei Begriffen die Bestandteile des Urteils oder die Hauptteile der Sätze angegeben hat. Nach Kneale decken die zwei Begriffe nur ungefähr grammatische Satzteile.¹⁹ Ähnliches meint Szalai: „prinzipiell bezieht sich die logische Analyse bei Aristoteles auf den von den Einzelsprachen unabhängigen Inhalt des Urteils“, und „der logische Aufbau des Urteils ist von der Struktur des entsprechenden Satzes zu unterscheiden.“²⁰

Eine ähnliche Unsicherheit läßt sich in der Interpretation der aristotelischen Kategorien entdecken. Nach Kneale kategorisiert Aristoteles die Klassen der realen Welt, und dabei benutzt er als Schlüssel die sprachlichen Regelmäßigkeiten im Wortschatz.²¹ Die Kategorien waren für Aristoteles bei der Analyse der Urteile notwendig. Die Kategorienbedeutungen halfen ihm zu bestimmen: „was kann als Subjekt eines Urteils vorkommen, [...] worüber kann ein Prädikat ausgesagt werden, welche Prädikate haben die größten Bedeutungsfelder.“²² Die Frage der Prädikabilität der einzelnen Kategorien bildete für die aristotelische Sillogismenlehre ein zentrales Problem. In der Poetik definiert Aristoteles vier Wortarten (Substantiv, Verb, Konjunktion, Artikel), die acht Wortarten in der Grammatik von Thrax lassen sich aus den (logischen) Kategorien von Aristoteles erklären. Die Satzteile und Wortarten der traditionellen Grammatik gehen auf die Subjekt-Prädikat-Begriffe der Urteile und auf die Kategorien zurück.



¹⁹ KNEALE, W.; KNEALE, M.: *A logika fejlődése* (ung. Ausg. von: *The Development of Logik*. Oxford: Oxford University Press, 1962). Budapest: Gondolat, 1987, S. 35.

²⁰ SZALAI, S.: *Az Organon keletkezésének és az aristotelési szillogisztika szerkezeti felépítésének főbb kérdései* [Hauptfragen der Geschichte des Organons und des Aufbaus der aristotelischen Sillogistik]. – In: ARISZTOTELÉSZ: *Organon*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1979, Einleitung, hier S. XLIX.

²¹ KNEALE; KNEALE, a.a.O., S. 37.

²² SZALAI, a.a.O., S. LVII.

5. Formale Logik und generative Grammatiken

Etwa 2000 Jahre lang hatte die aristotelische Logik keinen Rivalen gehabt, und erst im 18. Jahrhundert erschienen die ersten Spuren einer neuen Denklehre. Die zentralen Fragen für die neue Logik sind natürlich die Probleme der Urteile und Schlußfolgerungen geblieben, die Beschreibungs- und Untersuchungsmethoden haben sich aber geändert. Wo die klassische Logik die Urteile in Subjekt und Prädikat teilte, benutzte die neue Methode eine andere Gliederung:

Philosophen denken über Probleme nach

klassische Logik:

S P

moderne Logik:

$\forall x, \exists y; Ph(x), Pr(y)$, nachdenken über (x, y) ,

d.h.: über alle Seienden (x) , die Philosophen sind $(Ph(x))$, und über einige Seiende (y) , die Probleme sind $(Pr(y))$, wird behauptet, daß Philosophen über Probleme nachdenken (nachdenken über (x, y)). Die moderne Logik zeigt gegenüber der klassischen mehrere Unterschiede:

- a) es gibt Wörter, die sich durch Angabe von Eigenschaften auf Seiende (Individuen) beziehen, z.B. *Philosoph, Probleme*,
- b) Wörter, die Eigenschaften von Individuen oder Relationen zwischen ihnen (*nachdenken über (x, y)*) ausdrücken, heißen Prädikate,
- c) Prädikate können ein Argument oder mehrere Argumente haben,
- d) Individuenausdrücke können durch Quantoren ($\forall =$ *alle*, $\exists =$ *einige*) quantifiziert werden,
- e) unter der „Oberfläche“ eines Satzes lassen sich „tiefer liegende Strukturen“ entdecken (z.B.: Quantoren, mehrere Prädikatenausdrücke).

Wie die klassische Logik, hat auch die formale Logik ihre eigenen Kategorien, denen in der Sprache verschiedene Wortarten entsprechen (typische Wortarten für Prädikate, Argumente, Quantoren). Nach Reichenbach stammen alle Fehler der traditionellen Grammatiken daraus, daß sie ihre Wortarten nach den Kategorien der aristotelischen Logik bestimmt haben. Weil die formale Logik die Fehler der klassischen Logik ausschalten konnte, entspricht ihr System den natürlichen Sprachen viel besser als die alte Logik. Dementsprechend können die Grammatiken ihre Fehler nur so vermeiden, wenn sie ihre Kategorien der modernen Logik anpassen. Verben, Substantive, Adjektive können z.B. alle als Prädikate vorkommen, deshalb dürfen sie nicht scharf voneinander getrennt werden. Eine besondere Klasse bilden die Quantoren (neben unbestimmten Zahlwörtern gehören auch die Artikel hierher), eine andere Wortart ergeben die Wörter, die keinen direkten (mit lexikalischer Bedeutung angezeichneten) Argumentenwert haben (die Pronomen) usw.²³ Die Vorschläge der Logiker²⁴ haben sich nur langsam durchgesetzt. Die strukturalistischen Grammatiken blieben bei den herkömmlichen Wortarten, die generativen Grammatiken benutzen neue Wortklassen, die viel Ähnliches mit den Vorschlägen von Reichenbach und Kutschera zeigen.



²³ REICHENBACH, H.: *Elements of Symbolic Logic*. London: Collier-Macmillan, 1947, S. 251-255.

²⁴ Z.B. KUTSCHERA, F. VON: *Sprachphilosophie*. München: Fink, 1993, S. 234-261.

Dabei haben einige Kategoriennamen ihre frühere Bedeutung behalten, die Kategorie *Argument* ist neu, die Bedeutung von *Prädikat* weicht wesentlich davon ab, was der gleiche Ausdruck in der traditionellen Grammatik bedeutet hat. Das läßt sich an einem kurzen Beispiel zeigen. Der Satz *Schweigen ist Gold* enthält nach der herkömmlichen Analyse zwei Satzglieder, ein Subjekt und ein Prädikat:

*Schweigen*_(Subj.) *ist Gold*_(Präd.).

In der generativen Analyse müssen für den Satz zwei Prädikate und zwei Argumente angenommen werden. Eins davon ist das traditionelle Prädikat (*ist Gold*), das andere ist *schweigen*, denn Verben sind in der generativen Grammatik immer Prädikate, auch wenn sie im Infinitiv stehen. Da aber zu allen Prädikaten wenigstens ein Argument, und zwar ein Subjekt, gehört, müssen wir zu den zwei Prädikaten je ein Subjektargument finden. Es bedeutet keine besonderen Schwierigkeiten zu beweisen (wir müssen hier darauf verzichten), daß neben *schweigen* ein nicht realisiertes Subjekt anzunehmen ist, was in der generativen Grammatik durch PRO angegeben wird. Dementsprechend bekommt der Satz die folgende Strukturbeschreibung:

[(PRO_{Subj.} *schweigen*_{Präd.})_{Subj.-Satz} (*ist Gold*)_{Präd.}]

Hier geht es jetzt also nicht mehr um ein abstraktes Schweigen, wie in der traditionellen Analyse, sondern jemand schweigt, und das ist (für ihn) Gold. So hat die neue Satzgliedanalyse keinen geringeren Realitätswert als die alte, und jetzt sind wir noch um einen Tiefenstruktur-Satz reicher geworden.

Die moderne Logik eröffnet zweifellos neue Perspektiven für die Grammatik, aber die (nicht unbedeutenden) Unterschiede erschöpfen noch nicht alle Möglichkeiten, wenn es um neue Prinzipien für eine neue Grammatik geht. Bei der Begründung der traditionellen Grammatik im Altertum mußte auch die Frage geklärt werden, zu welcher Wissensart sie gehört. Haben die grammatischen Gesetzmäßigkeiten einen empirischen Charakter, oder sind sie von axiomatischer Natur, wie die Thesen der Geometrie, die dem Menschen zuverlässige und völlig nachweisbare Kenntnisse sichern? Man blieb dabei, daß die grammatischen Regeln (wegen der Kompliziertheit der Sprache) einen anderen Charakter haben als die Thesen der Geometrie, man darf sie nicht als *epistémé* betrachten, sie gehören zu Kenntnissen anderer Art, die man als *techné/ars* bezeichnen muß.

Während der Entwicklung der europäischen Wissenschaften beschäftigte man sich etwa seit dreihundert Jahren mehrmals mit der Frage, wie sich die Grammatik zu einer theoretisch strikt begründeten Wissenschaft ausbauen ließe. Die Grundlagen dazu könnten aus einer anderen Wissenschaft, z.B. aus der Psychologie, der Logik, genommen werden, aber Prinzipien lassen sich auch aus der Sprache selbst ermitteln. Man kann von der allgemeinen kommunikativen Aufgabe ausgehen, die die Sprache in der Gesellschaft erfüllt,²⁵ aber man kann auch auf bestimmten sprachlichen Eigenschaften bauen, die das Wesentliche der Rede und des Sprachsystems zum Ausdruck bringen. So nimmt z.B. die generative Linguistik an, daß die Sprache eine angeborene kreative Fähigkeit ist, die uns ermöglicht, das sprachliche Zeichensystem auch in



²⁵ BÜHLER, K.: *Sprachtheorie*. Jena: Fischer, 1934.

neuen Kombinationen anzuwenden. Mit der Annahme solcher Anfangsbedingungen schafft man sich natürlich auch die Rahmen, die für das Beschreiben der Regelmäßigkeiten maßgebend sind und aus den angenommenen Prinzipien folgen. So ist die kreative Kombinationsmöglichkeit nach unseren heutigen Kenntnissen nur mit rekursiven Regeln zu beschreiben, die zugleich den Kreis der verwendbaren Grammatiken bestimmen. Die Richtigkeit, Angemessenheit der Beschreibungsregeln wird mit den grammatisch akzeptablen Daten kontrolliert und bekräftigt oder abgewiesen.²⁶

Zusammenfassend können wir feststellen, daß die Sprachwissenschaft unserer Zeit zwei unterschiedliche grammatische Systeme benutzt: a) eine traditionelle, die mit strukturalistischen Zügen ergänzt ist, und b) eine auf moderner formaler Logik und Prüfungstheorie basierende generative. Im Hintergrund der beiden Grammatiken stehen Prinzipien, die keinen gemeinsamen Nenner haben. Beide Grammatiken bilden selbständige Systeme, sie haben eigene Zielsetzungen, eigene Verwendungsgebiete und gehen ihre eigenen Wege. Die genaue und objektive Darlegung der Unterschiede zwischen ihnen, eine unvoreingenommene Analyse der möglichen und einander ergänzenden Forschungsgebiete fehlen noch.



²⁶ CHOMSKY, N.; MILLER, G. A.: *L'analyse formelle des langues naturelles*. Paris: Mouton, 1968. – LUCE, R. D. [u.a.] (Hg.): *Handbook of Mathematical Psychology*. New York: Wiley, 1968, Bd. 2, S. 269-322, hier S. 13-43 (*Introduction to the formal analysis of natural languages*).

Imre Sziget (Piliscsaba)

Wer ist ein Zweitkläßler, und was hat ein Zitater damit zu tun? Über Zusammenbildungen im Deutschen und im Ungarischen

1. Einleitung

Wörter wie in (1) und (2) werden in der Literatur zur deutschen Wortbildung unter dem Stichwort ‘Zusammenbildungen’ häufig und kontrovers diskutiert:¹

(1) *Beidhänder, Dickhäuter, Zweitkläßler*

(2) *Viertakter, Dreimaster, Kurzflügler*

Das Besondere an solchen ‘Fügungen’ ist – und soweit sind sich alle Forscher einig –, daß die kursivierten Konstituenten (oder Erstglieder) in dieser Form nicht frei vorkommen (weshalb man öfters von „gebundenen Komposita“ spricht). Unklarheit herrscht jedoch bereits in der Frage, welche Wörter man überhaupt als ‘Zusammenbildung’ analysieren soll. Exemplarisch verweise ich auf die bei Leser (1990) vertretene Auffassung, daß dieser Bildungstyp strukturell gesehen eine Zusammenfassung von insgesamt sechs Wortbildungsmustern darstellt.² Diese sind die folgenden: Der Typ *Appetithemmer* als eine Instanz der Argumentvererbung; der Typ *Rechenschieber* als ein Fall für Lexikalisierung; der Typ *Machthaber* als Analogiebildung in einem lexikalischen Prozeß; der Typ *Bilderhänger* mit Basisverben mit obliquem Kasus; der Typ *Unfallfahrer* als verbale Zusammensetzung mit einer Nicht-Rektionslesart und schließlich der Typ *Muntermacher* als ein Fall für (lexikalische) Reanalyse.

Ich möchte in den folgenden Abschnitten eine neue, konzeptuelle Analyse für ‘Zusammenbildungen’ der obigen Art vorstellen. Mein Ausgangspunkt ist die bei Reis (1983) angesprochene Beobachtung, daß „sich ‘gebundene Komposita’ nur mit



¹ Diese Beispiele legen nahe, daß es nur Zusammenbildungen auf *-er* (sprich: nominale Zusammenbildungen) gibt. Das trifft jedoch nicht zu. Dieser Bildungstyp ist neben den Substantiven auf *-er* auch bei den Adjektiven (zumeist auf *-ig* oder *-lich*) sehr produktiv. Aus Platzgründen werde ich hier nur Erstere behandeln. Zum Begriff und für Beispiele vgl. HÖHLE, TILMAN: *Über Komposition und Derivation: zur Konstituentenstruktur von Wortbildungsprodukten im Deutschen*. – In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 1 (1982), S. 76-112, hier S. 96ff. Diese Fußnote ist jedoch nicht der Ort, wo man eine vollständige Liste der einschlägigen Literatur geben könnte, daher verweise ich den interessierten Leser auf die Literaturliste.

² Vgl. LESER, MARTIN: *Das Problem der Zusammenbildungen*. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag, 1990, hier S. 61-83. Ich werde im Folgenden auf konkurrierende Ansätze aus Platzgründen nur anmerkungsweise eingehen, bin jedoch der Meinung, daß Lesers Auffassungen eine gute Zusammenfassung der geltenden Ansichten darstellen (vgl. auch ebd. S. 6ff.). Zu den hier aufgezählten Typen werde ich in Kap. 2.3 kurz Stellung nehmen.

Nomina und bestimmten Suffixen als Zweitglied verbinden“.³ Sofern nun die Erstglieder der produktiven Fälle nominalen Charakters sind, muß eine Analyse der ‘Zusammenbildungen’ auf *-er* auch den Gemeinsamkeiten mit den sonstigen denominalen *-er*-Ableitungen (Bsp.: *Tübinger, Gewerkschafter, Frachter*) gerecht werden und gleichzeitig eine schlüssige Abgrenzung den deverbalen *-er*-Derivaten gegenüber (Bsp.: *Vorleger, Erfinder, Öffner, Huster*) gewährleisten. Diese Analyse wird vor dem Hintergrund des bei Szigeti (im Druck) vorgeschlagenen konzeptuellen Ansatzes durchgeführt.⁴ Ich werde hierbei wie folgt vorgehen. Im ersten Schritt skizziere ich kurz den theoretischen Rahmen der Untersuchung sowie die grundlegenden Eigenschaften der *-er*-Derivate (Kap. 2.1). In einem zweiten Schritt gehe ich ausführlicher auf denominalen *-er*-Nomina ein, indem ich zwei Substitutionsregeln für sie vorschlage (Kap. 2.2). Die bis hierher gemachten Überlegungen werden dann im nächsten Schritt auf die ‘Zusammenbildungen’ übertragen (Kap. 2.3). In den letzten Abschnitten der Analyse (Kap. 2.4) werden Parallelbildungen des Ungarischen angesprochen.

2. Die Analyse

2.1. Die Grundlagen

Der bereits angesprochene konzeptuelle Ansatz in der Wortbildung geht davon aus, daß Wortbildungseinschränkungen nicht von vornherein von der Grammatik zur Verfügung gestellt werden, sondern von der sog. Konzeptuellen Struktur (KS). Dazu sind folgende Bemerkungen notwendig:

Konzepte sind charakteristische Organisationseinheiten der konzeptuellen Kompetenz, d.h. der menschlichen Fähigkeit, die Welt nach typischen begrifflichen und mentalen Einheiten zu gliedern. Ein Wortkonzept (die konzeptuelle Charakterisierung eines Wortes) enthält (a) einen Hinweis auf die grammatische Kategorie; (b) einen sortalen Index (d.h. einen Verweis darauf, welcher psychisch-realen Kategorie die Wortbedeutung zuzuordnen ist); und (c) den Subkategorisierungsrahmen des betroffenen Wortes samt syntaktischen, sortalen und kontextuellen Angaben zu den einzelnen Argumenten.⁵ Die bei Bierwisch (1983) postulierte KS beschreibt also vor diesem Hintergrund die interne Beziehung unter den Konzepten, ähnlich, wie die Argumentstruktur eines lexikalischen Elements die Beziehungen unter den Argumenten erfaßt.⁶ Einzelne Wortbedeutungen entstehen derart, daß die Konzepte als typische Organisationseinheiten den Wörtern zugewiesen werden. Dies kann man in folgender Hypothese zusammenfassen:



³ Zitiert nach REIS, MARGA: *Gegen die Kompositionstheorie der Affigierung*. – In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 2/1 (1983), S. 110-131, hier S. 118.

⁴ Vgl. SZIGETI, IMRE: *Nominalisierungen und Argumentvererbung im Deutschen und Ungarischen*. Tübingen: Niemeyer (im Druck), hier Kap. 1.5.

⁵ Vgl. hierzu RICKHEIT, MECHTILD: *Wortbildung. Grundlagen einer kognitiven Wortsemantik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, hier S. 138ff., sowie SZIGETI, a.a.O., Kap. 4.4.2.

⁶ Ich beziehe mich auf BIERWISCH, MANFRED: *Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten*. – In: RŪŽIČKA, RUDOLF; MOTSCH, WOLFGANG (Hg.): *Untersuchungen zur Semantik*. Berlin: Akademie Verlag, 1983, S. 61-99.

Die konzeptuelle Hypothese (KH)

Konzepte werden Wörtern (einfachen wie komplexen) zugewiesen, wobei Suffixe (oder Affixe) kein eigenes Konzept mit sich bringen, sondern die Konzeptuelle Struktur (KS) ihrer Basis modifizieren.⁷

So sind z.B. an der Bedeutung des Verbs *schlafen* mindestens zwei Konzepte beteiligt: TÄTIGKEIT und TÄTER (oder PERSON).⁸ Nach KH ist die Modifizierung der KS infolge der Derivation etwa beim Verb *schlafen* so vorzustellen, daß eine Verschiebung von TÄTIGKEIT plus TÄTER zum Konzept TÄTER/PERSON (der/die die im Verb genannte Tätigkeit ausübt) stattfindet. Die 'Zielkonzepte' (die mit dem Derivat korrespondierenden Konzepte) sind im Bereich der *-er*-Nomina: TÄTER oder PERSON (für Nomen Agentis wie *Erfinder*), GERÄT (für Nomen Instrumentalis wie *Öffner*), PRODUKT (für Nomen Acti wie *Huster*) und OBJEKT (für Nomen Patientis wie *Untersetter*). Sie entstehen dadurch, daß bei der Konzeptzuweisung eines der verbalen Argumente (die ja im Wortkonzept verankert sind) selektiert und durch das abgeleitete Wortkonzept instanziiert wird. Nehmen wir dazu das Beispiel des *-er*-Suffixes. Im Lexikoneintrag von *-er* sind u.a. folgende Informationen enthalten:

- (3) a. Basis: [+V -N] oder [-V +N]
 b. Basis = [+V -N] → (i) PRODUKT (Selektion der Tätigkeit)
 (ii) PERSON (Selektion von Agens/Actor)
 (iii) GERÄT (Selektion von Instrumental)
 (iv) OBJEKT (Selektion von affiziertem Objekt)
 c. Basis = [-V +N] → (i) PERSON (Eigenschaftsträger/Täter)
 (ii) GERÄT/OBJEKT (Eigenschaftsträger/Instrumental)

(3a) verweist auf die Tatsache, daß die Basen der *-er*-Nomina sowohl Verben (vgl. *Beobachter*) als auch Nomina (vgl. *Frachter*) sein können. (3b) und (3c) formulieren die jeweiligen Bedingungen für Verben und für Nomina. Wie man (3) unschwer entnehmen kann, besteht bei den nominalen Basen von vornherein nicht die Möglichkeit, ein 'Zielkonzept' PRODUKT abzuleiten. Das ergibt sich daraus, daß bei Nomina (sprich: nominalen Basen) nie die Tätigkeit als sortaler Bezug selektiert werden kann, was die Entstehung der entsprechenden Lesart blockiert. Bei denominalen Bildungen können das GERÄT und das OBJEKT-Konzept nicht immer auseinandergehalten werden (ein *Frachter* ist zwar ein Gerät, er ist aber auch ein Objekt; das kann man so ausdrücken, daß man beide Konzepte zusammen anführt und das dominierende durch Großschreibung kennzeichnet, etwa: GERÄT/Objekt). Das ist deshalb nicht weiter problematisch, weil bei einer feinkörnigen Organisation der Konzepte das GERÄT-Konzept ohnehin ein Subkonzept des OBJEKT-Konzepts ist. Die Basen spielen hier allerdings eine interessante Rolle. Bei der OBJEKT-Lesart wird durch die *-er*-Nominalisierung ein Objekt bezeichnet, das die im Basiswort genannte Eigenschaft trägt (vgl. *Dreitausender*, *Fünfer*). Bei der GERÄT-Lesart ist hingegen das Instrumental tangiert (vgl. *Münzer*, *Dampfer*). Personen können hingegen am besten durch ihre



⁷ Die KH bedeutet konsequenterweise auch, daß die Verbindung der komplexen Wörter mit den ihnen zugrundeliegenden Konzepten (bzw. die konzeptuelle Interpretation) nicht kompositioneller, sondern eher holistischer Natur ist, etwa im Gegensatz zur semantischen Deutung.

⁸ Namen von Konzepten werden im weiteren Verlauf durch Großschreibung gekennzeichnet.

Eigenschaften oder Taten charakterisiert werden (vgl. 3ci). Somit komme ich ausführlicher auf denominalen *-er*-Nomina zu sprechen.

2.2. Denominale *-er*-Derivate: zwei Regeln

Sofern das *-er*-Suffix nicht nur zu verbalen Basen treten kann, sondern auch zu nominalen, ist zu erwarten, daß dies zu Überlappungen mit deverbalen Nomina Agentis führt. Hierzu sind folgende Bemerkungen zu machen. Als Ausgangspunkt dienen folgende Beispiele:

- (4) a. Attentäter, Handballer, Fußballer, Handwerker, Kutscher, Kritiker, Jazzer, Alkoholiker, Zitater⁹ (jd., der immerzu in Zitaten redet), ...
 b. Gewerkschafter, Metalller, Gesellschafter, Banker, Eisenbahner, Mariner, ...
 c. Tübinger, Sechziger, Edamer, Dickhäuter, Vierakter, Dreitausender, Paarhufer, Vierzeiler (Gedicht), Fünfer, ...
 d. Dampfer, Frachter, Münzer, Bomber, Laster, ...

Die Daten (4a-d) illustrieren die vier wesentlichen Typen denominaler *-er*-Derivate.¹⁰ In (4a) stehen Nomina Agentis, bei denen die *-er*-Nominalisierung das affizierte Objekt der zugrundeliegenden Handlung betrifft (dieser liegt also das Konzept TÄTIGKEIT zugrunde): Ein Attentäter ist jemand, der ein Attentat verübt; ein Fußballer ist jemand, der Fußball spielt, und ein Alkoholiker ist einer, der (viel) Alkohol verbraucht. Demgegenüber liegt den Basen der Bildungen in (4b) das Konzept INSTITUTION zugrunde. Die Ableitungen drücken dann die Zugehörigkeit zur im Basiswort genannten Institution aus. In (4c) bezeichnen die *-er*-Nomina einen Eigenschaftsträger im weitesten Sinne, also eine PERSON (*Tübinger, Sechziger*) ein TIER (*Dickhäuter, Paarhufer*) oder ein OBJEKT (*Vierzeiler, Dreitausender*) mit einer gewissen Eigenschaft. Schließlich findet man in (4d) Nomina, denen das Konzept OBJEKT/GERÄT zugrunde liegt. Sie sind alle Nomina Instrumenti. Diese haben charakteristischerweise die Eigenschaft, daß sie als Kürzungen von Komposita gedeutet werden können: Ein Dampfer ist ein Dampfschiff, ein Frachter ein Frachtschiff und ein Münzer ein Münzfernsprecher. Für diese stelle ich folgende Regel auf (die Abkürzung Spez. steht für Spezifikator):

$$(5) \left[\left[\text{Spez.} \right] + \left[\text{Kopf} \right] \right]_{\text{Nomen}} \rightarrow \left[\text{Spez.} \right]_{\text{Nomen}} \left[-er \right]$$

Die gekürzten Formen entstehen dadurch, daß das *-er*-Suffix in der Kopfposition des Ausgangsnomens (eines Kompositums) substituiert wird: Das Nomen *Dampfer* entsteht z.B. dadurch, daß das *-er*-Suffix in der Kopfposition des Kompositums *Dampfschiff*, also in der Position von *-schiff* substituiert wird. Im Sinne von KH modifiziert es dann die KS seines Spezifizierers. Sowohl das ursprüngliche Zweitglied als auch *-er* sind im Sinne des sog. Righthand-Head Rule morphologische Köpfe, was die Substitution



⁹ Dieses Wort verdanke ich einem deutschen Kollegen, der an einer Tagung den Referenten als Zitater verunglimpft hat, weil dieser zu viele Zitate in seinem Beitrag verwendet hat.

¹⁰ Es muß darauf hingewiesen werden, daß in den Standardwerken eine andere Aufteilung zu finden ist. So unterscheiden etwa WELLMANN 1975 (vgl. WELLMANN, HANS: *Deutsche Wortbildung*. Düsseldorf: Schwan, 1975, hier S. 150f.) sowie FLEISCHER u. BARZ 1992 (vgl. FLEISCHER, WOLFGANG; BARZ, IRMHILD: *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer, 1992, hier S. 154ff.) fünf Gruppen, die ihrerseits diverse Untergruppen aufweisen.

erleichtern kann.

Thematisch gesehen ist hier allerdings Folgendes zu beachten. Versucht man die genannten Objekte verbal zu beschreiben (Bsp.: 'ein Dampfschiff ist ein durch Dampf betriebenes Schiff'), sind zwei Fälle zu unterscheiden. Entweder ist die nominale Basis als Veranlasser zu verstehen (*Dampfer, Münzer*) oder als Thema (*Frachter, Bomber*). Letztere sind dann mit den Daten in (4a) verwandt. Die Daten in (4a) und in (4d) sind auch in anderer Hinsicht einander ähnlich. Erstere korrespondieren mit dem PERSON/TÄTER-Konzept, Letztere mit dem GERÄT-Konzept. In dieser Eigenschaft überlappen sie mit Nomen Agentis einerseits und Nomen Instrumenti andererseits, also mit solchen *-er*-Nomina, deren zugrundeliegenden Konzepte immer auf die externe Position der Argumentstruktur (die mit der Subjektposition korrespondiert) Bezug nehmen. Die zugrundeliegenden verbalen Verbindungen der a-Beispiele bestehen aus dem Nomen, die als Basis der *-er*-Nominalisierung dient, und aus einem charakteristischen Verb: *Attentäter* – ein Attentat verüben; *Handballer, Fußballer, Jazzer* – *Handball/Fußball/Jazz* spielen; *Handwerker, Kutscher* – *Handwerk/Kutsche* betreiben etc. Hierbei sind die fraglichen Nomina immer als interne Argumente des Verbs zu werten. Ähnliche Fälle gibt es bei Nomina Patientis. Man kann daher folgende Regel konstruieren (FOP bedeutet nach Selkirk [1982] eine Projektion erster Stufe aus engl. First Order Projection und meint in der Regel das Kopfelement, das durch ein Argument erweitert ist):¹¹

$$(6) \left[\left[\right]_{\text{Nomen}} + \left[\right]_{\text{Verb}^{\text{FOP}}} \rightarrow \left[\left[\right]_{\text{Nomen}} \left[\text{-er} \right]_{\text{Nom}} \right]$$

In dieser Regel wird das *-er*-Suffix in der Position des Verbs substituiert. Nach der Substitution bestimmt es die grammatischen Kategorien des entstandenen Elements. Das ist als eine sehr begrenzte Operation anzusehen, sofern die Regel nur auf eine sehr kleine Menge von Verben anwendbar ist. Diese sind typische 'Actor'-Verben, wie *spielen, betreiben, ausüben* oder *trinken*, was man auch in der Regel spezifizieren kann. Der springende Punkt ist etwa im Vergleich mit der Regel (5), daß man aufgrund der Kategorien, die jeweils in der Kopfposition substituiert werden, folgende Korrelation festlegen kann. Wenn in der Position des morphologischen Kopfes ein Nomen substituiert wird, entsteht ein *-er*-Nomen mit Nomen-Instrumenti-Lesart (und GERÄT als zugrundeliegendem Konzept). Wird hingegen ein Verb durch das *-er*-Suffix substituiert, resultiert immer ein Nomen Agentis (und PERSON/TÄTER als korrespondierendes Konzept).

2.3. Die 'Zusammenbildungen'

Bei 'Zusammenbildungen' wie etwa *Dickhäuter, Sechszwanziger, Vierakter* oder *Fünffachser* ist es nicht ausgemacht, wie man die Basis der Derivation analysieren soll. So sprechen etwa Fleischer und Barz (1992) statt Zusammenbildung von Komposition mit Wortgruppe als Basis im Gegensatz zu Komposita mit komplexer Basis wie *Eisenbahner, Stahlwerker*.¹² Da man wohl davon ausgehen dürfte, daß eine Wortgruppe auch komplex ist, bleibt hier das Abgrenzungskriterium notorisch unklar. Sofern man die Auffassung akzeptiert, daß die Erstglieder der 'Zusammenbildungen'



¹¹ Vgl. SELKIRK, ELISABETH: *The syntax of words*. Cambridge: The MIT Press, 1982, hier S. 37f.

¹² Vgl. FLEISCHER u. BARZ, a.a.O., S. 47.

nicht frei vorkommen (jedenfalls nicht in ihrer referentiellen Bedeutung), folgt daraus eine Menge in Bezug auf die weitere Analyse. Das *-er*-Suffix als morphologischer Kopf kann seine Ergänzung von links ‘bekommen’. Nichts schließt indes aus, daß bei Wörtern wie *Dickhäuter* oder *Paarhufer* das *-er*-Suffix nicht zum komplexen Spezifizierer (sprich: Erstglied) *dickhäut-* bzw. *paarhuf-* tritt, sondern zur minimalen nächststehenden Einheit *häut* (d.h. *haut*) und *huf*. Da aber die KS Wörtern wie *Häuter* und *Hufer* kein Konzept zuordnen kann, werden diese als ungrammatisch abgelehnt. Wenn jedoch die Erstglieder mit Hilfe eines passenden Elements erweitert sind (bei Nomina kann das aus naheliegenden Gründen entweder ein Adjektiv oder ein Numerale sein), entsteht ein wohlgeformtes Nomen. Diese sukzessive Erweiterung des Derivats nach links liefert gleichzeitig den Grund, weshalb solche komplexe Erstglieder nie frei auftreten können, etwa im Gegensatz zu solchen, die tatsächliche Komposita darstellen wie *Eisenbahn* in *Eisenbahner*.¹³

Ich habe anderswo gezeigt, daß es im Bereich der *-er*-Nomina des Deutschen eine sog. konzeptuelle Nominalisierbarkeitseinschränkung gibt, die man wie folgt formulieren kann:¹⁴

Konzeptuelle Nominalisierbarkeitseinschränkung (KNE)

Sofern im Bereich der Nomina Agentis und Nomina Instrumenti mit einer [V+*er*]-Verbindung kein Konzept verbunden werden kann, wird bei der Nominalisierung die nächstgrößere Einheit (Verb + internes Argument) berücksichtigt.¹⁵

In dieser Form erfaßt die KNE nur die deverbalen *-er*-Nomina (vgl. *Büstenhalter*, aber nicht **Halter der Büste* als Nomen Instrumenti und *Arbeitnehmer* vs. **Nehmer der Arbeit* als Nomen Agentis). Die KNE kann man allerdings weiter ausweiten, damit sie auch die ‘Zusammenbildungen’ behandeln kann. Man muß sie wie folgt umformulieren:

Konzeptuelle Nominalisierbarkeitseinschränkung, modifiziert (KNE)¹⁶

Im Falle einer *-er*-Nominalisierung wird statt einer einfachen [X+*er*]-Verbindung (mit $X \in \{N, V\}$) die nächstgrößere Einheit [Y+X+*er*] (mit $Y \in \{N, ADJ, NUM\}$) zugrunde gelegt, wenn der [X+*er*]-Verbindung kein Konzept K zugewiesen werden kann (mit $K \in \{PERSON/TÄTER, TIER, GERÄT, OBJEKT\}$).

Die Mehrheit der so entstandenen Nomina ist als Eigenschaftsträger zu verstehen (vgl. 4c oben, wo die Wortbildungsprodukte die in der Basis genannte Eigenschaft



¹³ Zu diesem Punkt zitiere ich Höhles Meinung: „Die gelegentlich verwendete Bezeichnung ‘Wortgruppenableitung’ ist insofern irreführend, als sie z.B. die Identifizierung von *brunäug-* in *braunäugig* mit der syntaktischen Wortgruppe *braune Augen* nahelegt. Die Unterschiede sind jedoch tiefgreifend.“ – In: HÖHLE, a.a.O., S. 96. Meine Analyse versteht sich als Ansatzpunkt für die Ausbuchstabierung dieser tiefgreifenden Unterschiede.

¹⁴ Vgl. SZIGETI, a.a.O., Kap. 2.6.

¹⁵ Allerdings muß man hier anmerken, daß das angesprochene Erweiterungselement nicht nur ein Argument sein kann, sondern evtl. auch ein Präfix oder eine sonstige Kategorie (also auch Adjektiv oder Zahlwort). Was ich hier KNE nenne, nenne ich im übrigen bei SZIGETI (2001) im anderen Zusammenhang nur einfach Nominalisierungseinschränkung, vgl. SZIGETI, IMRE: *Über syntaktische Morphologie*. Bemerkungen eines Konzeptualisten. – In: SZIGETI, IMRE (Hg.): *Germanistische Linguistik aus dem Ambrosianum*. Festschrift für György Hell. Piliscsaba: Pázmány Péter Katolikus Egyetem, Bölcsészettudományi Kar, 2001, S. 53-91.

¹⁶ Wenn ich im weiteren Verlauf über KNE spreche, dann meine ich immer diese endgültige Fassung.

aufweisen). Der große Vorteil der KNE besteht jedenfalls darin, daß sie die ‘Zusammenbildungen’ in einen einheitlichen, konzeptuellen Rahmen der Nominalisierbarkeit einfügt und nicht als Ausnahme beschreibt. Die empirische Grundlage dieser Beschreibung besteht in der Tatsache, daß erstens im Bereich der deverbalen *-er*-Nomina die Erstglieder in der Regel nicht frei vorkommen (vgl. etwa *Dosenöffner*) und zweitens das Basisverb nur in erweiterter Form nominalisiert werden kann (vgl. **Nehmer* aber *Versicherungsnehmer*). Diese Auffassung weist die ‘Zusammenbildungen’ eindeutig als Derivate und nicht als Komposita aus.

Man sollte nicht verkennen, daß es keinen Widerspruch zwischen der KNE und der in (5) aufgestellten Regel gibt. Auch bei einigen Zusammenbildungen ist nämlich eine Substitutionsanalyse möglich, wie die Beispiele in (7) zeigen:

- (7) a. Viertaktmotor – Viertakter
 b. Vierzeilenvers – Vierzeiler
 c. Sechszehnt Bier – Sechszehnter (mit 6% Alkohol)

Die KNE als Nominalisierbarkeitsregel gilt auch in diesem Fall, da *Takter* oder *Zeiler* ebenfalls keine Derivate sind, mit denen eines der angesprochenen Konzepte verbunden werden könnte. Die Regel (5) kann mit anderen Worten nur dann zur Anwendung kommen, wenn sie der KNE nicht widerspricht.

Vor diesem Hintergrund möchte ich nun die bei Leser (1990) gemachte Aufstellung deuten. Zwei der dort angeführten sechs Typen sind nach der hier vorgeschlagenen Analyse keine ‘Zusammenbildungen’, da bei ihnen die KNE nicht gilt. Diese sind die Typen *Rechenschieber* und *Unfallfahrer*, da bei diesen auch die einfache [V+-er]-Verbindung *Schieber* und *Fahrer* mit einem Konzept verbunden werden kann. Dem Typ *Muntermacher* (vgl. *Filmemacher*) kommt in dieser Hinsicht eine Sonderrolle zu, weil das Derivat *Macher* mittlerweile auch allein vorkommen kann. Diese Eigenschaft kommt jedoch nicht uneingeschränkt zum Tragen, wie die Ungrammatikalität von etwa **Macher der Schulden* im Gegensatz zur Grammatikalität von *Schuldenmacher* zeigt. *Macher* kann nur dann auftreten, wenn in seiner Umgebung keine der möglichen Argumente der Basis vorkommen.

2.4. Das Ungarische

Oben wurde in einem kurzen Satz darauf hingewiesen, daß die Erstglieder von ‘Zusammenbildungen’ in der Regel ‘Eigenschaftsbeschreibungen’ sind (ein *Fünffacher* ist ein Fahrzeug, das fünf Achsen hat etc.). Die typische Wortart der Eigenschaften ist das Adjektiv. Ein kleiner Vergleich mit dem Ungarischen zeigt auch, daß diese Annahmen der weiteren Überprüfung wert sind. Die angesprochenen Zusammenbildungen des Deutschen korrespondieren im Ungarischen mit Adjektiven, die kontextabhängig (und mit einem definiten Artikel davor) als Nomen verwendet werden können. So könnte *Dickhäuter* als ‘dickhäutige ___’ (vgl. der Dickhäutige) ins Ungarische übertragen werden. Die hier betroffenen Suffixe des Ungarischen *-ú/-ű* bzw. *-jú/-jű* (*-(J)U*) (cf. *elsőosztály-ú* [‘erstklass-ig’], *vastagbőrű* [‘dickhäut-ig’], *négyütemű* [‘viertakt-ig’], etc.) und *-(V)s* (*-os/-es/-ös*) (cf. *négyülés-es* [‘viersitzig’],



¹⁷ Man muß hier anmerken, daß im denominalen Bereich dem deutschen *-er*-Suffix im Ungarischen nicht das *-ó/-ő*-Suffix entspricht wie in den deverbalen Fällen. Letzteres tritt im Ungarischen nur zu verbalen Basen.

egésznap-os [‘ganztägig’], *kétszob-ás* [‘zweizimmerig’], etc.) bilden ausschließlich Adjektive (das Muster ist im Ungarischen sehr produktiv).¹⁷ Auch im Ungarischen weisen die Basen die Eigenschaft auf, daß sie nicht in der Form frei auftreten. Die Regel der Adjektivbildung durch $-(V)s$ sieht im Ungarischen wie in (8) aus; daraus wird durch die Konversionsregel (9) ein Nomen gebildet.¹⁸ Beispiele für nominale ‘Zusammenbildungen’ sind vor diesem Hintergrund in (10) zu finden:

$$(8) N + [(V)s]_{\text{ADJ}} \rightarrow [N + [(V)s]_{\text{ADJ}}]_{\text{ADJ}}$$

$$(9) [N + [(V)s]_{\text{ADJ}}]_{\text{ADJ}} \rightarrow [N + [(V)s]_{\text{ADJ}}]_{\text{N}}$$

(10) *egyperces* (‘Minutenstück’), *háromfelvonásos* (‘Dreiakter’), *ötvezres* (‘Fünftausender’), *négysoros* (‘Vierzeiler’), ...

Wesentlich häufiger sind m.E. im Ungarischen die ‘Zusammenbildungen’ auf $-ú/-ű$ und $-jú/-jű$ ($-(J)U$). Die entsprechende Regel der Adjektivierung ist in (11) zu sehen, die der Nominalisierung durch Konversion in (12). (13) enthält schließlich einige ‘zusammengebildete’ Beispiele:

$$(11) [X + N]_{\text{N}} + [-(J)U]_{\text{ADJ}} \rightarrow [[X + N]_{\text{N}} + [-(J)U]_{\text{ADJ}}]_{\text{ADJ}} \text{ (mit } X \in \{N, \text{ADJ}, \text{NUM}\})$$

$$(12) [[X + N]_{\text{N}} + [-(J)U]_{\text{ADJ}}]_{\text{ADJ}} \rightarrow [[X + N]_{\text{N}} + [-(J)U]_{\text{ADJ}}]_{\text{N}} \text{ (mit } X \in \{N, \text{ADJ}, \text{NUM}\})$$

(13) *négy lábú* (‘Vierbeiner’), *kétütemű* (‘Zweitakter’), *rövidujjú* (‘T-Shirt’), *kopasznyakú* (‘Nackthals’), *rövidszárnyú* (‘Kurzflügler’), *orrzarvú* (‘Nashorn’), ...

Es ist nicht zu verkennen, daß in den Regeln (8) und (11) die Basen Nomina sind. Nomina in der Umgebung von anderen Nomina können aber nur dann auftreten, wenn sie zuvor adjektiviert werden. Die Suffixe $-(V)s$ und $-(J)U$ sind also Adjektivierungssuffixe. Die so gebildeten Adjektive werden durch ein Nullsuffix nominalisiert. Während jedoch die Adjektivierungsregel hochproduktiv ist, werden Regeln wie (9) und (12) im Ungarischen nicht mehr produktiv angewendet; folglich müssen Beispiele wie in (10) und (13) als lexikalisiert angesehen werden. Das adjektivierende $-(J)U$ -Suffix ist indes ein Funktor mit zwei Argumenten. Es kann nie mit einfachen (sprich: eingliedrigen) Erstgliedern verbunden werden. Da dies eine Eigenschaft des betreffenden Suffixes ist, erübrigt sich die Aufstellung einer der KNE ähnlichen Regel für ungarische ‘Zusammenbildungen’ mit nominaler Basis. Damit sei jedoch nicht gesagt, daß diese Fakten nicht auch konzeptuell sollten gedeutet werden können.

3. Schluß

Es dürfte aus den obigen Ausführungen klar geworden sein, daß ‘Zusammenbildungen’ im Deutschen und im Ungarischen im Wesentlichen keinen Ausnahmestatus in der Wortbildung besitzen. Sie lassen sich vor dem Hintergrund eines konzeptuellen Ansatzes als ‘normale’ Derivate analysieren. Allerdings bestehen Unterschiede in Bezug auf Produktivität und Entsprechung bzw. Status der betroffenen Suffixe. Ich behaupte nicht, alle Zweifel einhellig beseitigt zu haben, hoffe aber, daß die vorgelegten Überlegungen eine gute Grundlage für die weitere Diskussion bilden.



¹⁸ Die beiden Regeln sind bei KIEFER und LADÁNYI (2000) zu finden, vgl. KIEFER, FERENC; LADÁNYI, MÁRIA: *Morphosyntaktikailag semleges képzések* [Morphosyntaktisch neutrale Bildungen]. – In: KIEFER, FERENC (Hg.): *Strukturális magyar nyelvtan* [Strukturelle Grammatik des Ungarischen], Bd. 3: *Morphologie*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2000, S. 165-214, hier S. 186 und 189. Dort wird im übrigen kein Wort über ‘Zusammenbildungen’ verloren.

Erzsébet Mollay (Budapest)

Eine vergleichende Betrachtung des niederländischen und des ungarischen Sprichwortschatzes

Vorbemerkungen

Die folgenden vergleichenden Betrachtungen ergeben sich aus den Erfahrungen mit der Erstellung des ersten niederländisch-ungarischen Sprichwörterbuches.¹ Die Feststellung der ungarischen Äquivalente warf einerseits die theoretische Frage der Sprichwortäquivalenz auf. Die konstatierten Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den ausgangssprachlichen und zielsprachlichen Angaben regten andererseits zu einem umfassenden Vergleich an, der hier auf Grund des Bestandes des genannten Wörterbuches angestellt wird.

Ob man im Falle von Sprichwörtern von „Wörterbuch“ und „Äquivalenz“ sprechen kann, ist an sich schon fragwürdig, weil diese Begriffe grundsätzlich auf Wortschatzeinheiten bezogen werden. Die Sprichwörter sind dagegen von den als Wortschatzeinheiten fungierenden Mehrwortlexemen (Phraseologismen) mit linguistischen Mitteln deutlich zu unterscheiden und lassen sich als selbständige Textsorte, sogar als eine volkstümliche literarische Gattung definieren.² Daß Sprichwörter trotzdem eine lexikographische Bearbeitung finden, ist mit ihrem eigenständigen Charakter zu erklären: sie haben zahlreiche wesentliche Eigenschaften mit den Phraseologismen gemein (festgeprägte Form, Bildlichkeit), und die Grenze ist zwischen den beiden Spracherscheinungen fließend. Derselbe Bildkern wird oft sowohl in der Form einer Wortschatzeinheit als Redewendung, aber auch zur Satzform ergänzt als Sprichwort (Spw.) verwendet; diese Erscheinung kommt nicht nur in der Form lexikalisierter Wendungen, sondern auch als gelegentliche Modifizierung vor. Manche Ausdrücke sind sogar in unveränderter Form sowohl als Redewendung als auch als Spw. zu interpretieren.³ Aus den gemeinsamen Eigenschaften und Berührungspunkten erfolgt das



¹ MOLLAY, ERZSÉBET: *Németalföldi-magyar közmondásszótár bevezető tanulmányokkal. Nederlands-Hongaars spreekwoordenboek met inleidende studies*. Budapest: ELTE, 2000 (= Néderlandisztikai Füzetek, 7).

² FLEISCHER, WOLFGANG: *Phraseologismus und Sprichwort: Lexikalische Einheit und Text*. – In: SANDIG, BARBARA (Hg.): *EUROPHRAS 92: Tendenzen der Phraseologieforschung*. Bochum: Brockmeyer, 1994 (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie, 1), S. 155-172.

³ O. NAGY, GÁBOR: *Magyar szólások és közmondások*. 3. Aufl. Budapest: Gondolat, 1982, S. 12; KANYÓ, ZOLTÁN: *Sprichwörter: Analyse einer einfachen Form*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1981, S. 125.

Bedürfnis, auch die Sprichwörter in die lexikographische Behandlung einzubeziehen, wobei sich jedoch immer wieder auch ihr eigenständiger (Text-)Charakter geltend macht.

Wie wird bei Sprichwörtern das zielsprachliche Äquivalent festgestellt?

Das Spw. ist die einzige Textsorte mit einer festgeprägten Form, die daher in die Zielsprache nicht als Text übersetzt wird, sondern wofür „ein dem Text-Sinn des Spw. der Ausgangssprache und der Sprichwortform der Zielsprache entsprechendes Äquivalent zu finden“ ist.⁴ Wenn in der Zielsprache ein sprichwörtliches Äquivalent existiert – muß man dazu hinzufügen. Wenn aber in der Zielsprache keine semantisch äquivalente Sprichwortform zu finden ist, kann man nicht genauso vorgehen wie bei den Phraseologismen mit Nulläquivalenz. Erstens ist es nicht möglich, den Sinn mit einem Einwortlexem wiederzugeben. Wenn man dann einfach die Erläuterung zum Sinn des Spw. – nach den Auskünften der einsprachigen lexikographischen Werke – übersetzt, bekommt man eine freie Wortverbindung in der Zielsprache, die eigentlich die Übersetzung einer metalexikographischen Information ist und als Übersetzung eines Spw. oft nicht taugt. Daraus soll so gut wie möglich eine „literarische Übersetzung“ gemacht werden, die gewisse Formmerkmale – mindestens eine kurze und frappante Formulierung – des Spw. aufweist. In unserem Material gab es auch solche Fälle, wo einfach eine wörtliche Übersetzung des Bildes zweckmäßig schien, obwohl die Methaphorik im heutigen Ungarischen nicht lexikalisiert ist; z.B. nl. *Beter een anker kwijt dan het hele schip* (dt. *Besser der Anker bricht als das ganze Schiff*).⁵ Die Motivation ist ja durchsichtig, und dies ist wieder eine charakteristische Eigenschaft des Spw. gegenüber den Phraseologismen: die Sprichwörter sind „immer bis zu einem gewissen Grade motiviert“,⁶ sie haben meistens eine „literale Bedeutung“,⁷ die synchronisch interpretierbar ist.

Weiterhin gibt es auch Grenzfälle, wo die Entscheidung zwischen einem Sprichwortäquivalent und einer freien Übersetzung schwierig ist. Da der Inhalt der Sprichwörter als eine Proposition gegenüber der Bedeutung der Wortschatzeinheiten oft viel komplizierter ist, kann es vorkommen, daß das ausgangssprachliche und das zielsprachliche Spw. einander semantisch nur teilweise entsprechen, z.B. daß das eine zusätzliche Sinnelemente enthält oder ein anderes Sinnelement betont. Z.B. nl. *Geen potje zo scheef of er past een deksel op* (dt. *Jeder Topf findet seinen Deckel*) wird (oft tröstend) verwendet im Sinn: auch ein häßlicher Mensch findet einen Partner oder eine Partnerin. Das ungarische Äquivalent *Minden zsák megtalálja a maga foltját* (wörtlich: ‘Jeder Sack findet seinen Fleck’, wird (oft spöttisch) verwendet im Sinne: ‘Jeder Mensch finden einen Partner, Kameraden’. Ein anderes Beispiel: Der Sinn des nl. *Een schip op het strand, een baken in zee* wird umschrieben als: ‘Das Unglück anderer



⁴ FLEISCHER: *Phraseologismus und Sprichwort*, S. 166.

⁵ Die deutschen Äquivalente der niederländischen Sprichwörter werden angeführt nach Cox, H. L.: *Spreekwoordenboek in zes talen: Nederlands, Frans, Duits, Engels, Spaans, Latijn*. Utrecht [etc.]: Van Dale Lexicografie, 1992.

⁶ FLEISCHER: *Phraseologismus und Sprichwort*, S. 165.

⁷ HESSKY, REGINA: *Phraseologie*. Linguistische Grundfragen und kontrastives Modell deutsch-ungarisch. Tübingen: Niemeyer, 1987 (= Germanistische Linguistik, 77), S. 27.

Leute kann eine nützliche Mahnung sein'; das ung. Äquivalent *Más kárán tanul az okos* bedeutet: 'Wer klug ist, lernt aus dem Unglück von anderen (und nicht aus dem eigenen Unglück)'.⁸

Solche asymmetrische Äquivalenzverhältnisse sind besonders bei Sprichwortpaaren häufig, die in den verschiedenen Sprachen ein unterschiedliches Bild enthalten. Auch ohne Unterschiede im Bildkern kann jedoch die Konnotation unterschiedlich sein. Nl. *De ene hand wast de andere* (dt. *Eine Hand wäscht die andere*) hat einen positiven Sinn (wie auch die wörtlichen Äquivalente in den romanischen Sprachen); ung. *Kéz kezét mos* hat dagegen einen negativen Sinn 'Unehrlche Leute decken einander' (wie auch in den slawischen Sprachen).⁸

Wenn die unterschiedlichen Sinnelemente ein gewisses Maß überschreiten, dann haben wir es eigentlich mit 'falschen Freunden' zu tun (s.u.).

Ein interessanter Fall der Asymmetrie ist zu beobachten, wenn dieselbe Handlung, Situation usw. von der positiven bzw. negativen Seite erfaßt wird. Z.B. nl. *Wie de schoen past, trekke hem aan* (dt. *Wem der Schuh paßt, der zieht ihn sich an*), 'Wer sich schuldig fühlt, soll sich die Mahnung zu Herzen nehmen'; ung. *Akinek nem inge, ne vegye magára*, wörtlich 'Wem das Hemd nicht gehört, der soll es nicht anziehen', dem Sinn nach: 'Wer nicht schuldig ist, soll die Mahnung nicht auf sich beziehen'.

Ein weiteres spezielles Problem ist, daß der allgemeingültige Text-Sinn in einem gewissen Maße nur für das „unabhängige“, nicht in einen Kontext eingebettete Spw. gilt. In den sprachlichen Äußerungen werden die Sprichwörter jedoch nicht als allgemeingültige Aussagen verwendet, sondern auf eine konkrete Situation oder Handlung als Veranschaulichung oder Verstärkung bezogen. Diese kontextuellen Bedeutungen – die also sprachlich wichtiger sind als die nicht-kontextgebundenen –, können zwischen Sprichwörtern zweier Sprachen auch bei einem semantisch äquivalenten allgemeingültigen Text-Sinn sehr unterschiedlich sein. Z.B. nl. *Elk meent zijn uil een valk te zijn* (dt. *Jeder hält seine Eule für einen Falken*); ung. *A cigány is a maga (vak) lovát dicséri* wörtlich 'Auch der Zigeuner lobt sein eigenes (blindes) Pferd'. Das niederländische Spw. wird oft verwendet z.B. in bezug auf die Verblendung der Eltern gegenüber dem eigenen Kind oder in bezug auf einen geliebten (Untersuchungs-) Gegenstand. Das ungarische Spw. wird hauptsächlich in bezug auf die eigene oder auf zu verkaufende Ware verwendet.

Die „Unmöglichkeit“ einer rechten lexikographischen Behandlung der Sprichwörter ist, daß bei den Erläuterungen und fremdsprachigen Äquivalenten in den lexikographischen Werken – bei aller Anerkennung der Wichtigkeit der kontextuellen Bedeutungen durch die Lexikographen – hauptsächlich nur die nicht-kontextgebundenen Bedeutungen berücksichtigt werden.⁹ In wenigen lexikographischen Werken¹⁰ werden Kontextbeispiele gegeben, aber ein vollständiges Bild über alle möglichen Kontexte ist kaum zu geben. Auch für unser *Niederländisch-ungarisches Sprichwörterbuch* gilt die Behauptung von Fleischer: Das zielsprachliche Äquivalent



⁸ FLEISCHER: *Phraseologismus und Sprichwort*, S. 166.

⁹ O. NAGY, GÁBOR: *Magyar szólások és közmondások*, S. 19; COX: *Spreekwoordenboek*, S. 372.

¹⁰ GROOT, H. DE: *Van Dale Idioomwoordenboek*. Utrecht [u.a.]: Van Dale Lexicografie, 1991.

entspricht nur dem konventionellen, überlieferten Text-Sinn, „der einen semantischen Rahmen für den Gebrauch des Spw. darstellt“.¹¹

Trotz dieser Probleme jedes parömiografischen Werkes werden seit alters mit großer Vorliebe mehrsprachige vergleichende Sprichwortsammlungen zusammengestellt.¹² Die vergleichenden Analysen im Bereich verschiedener Wissenschaften sind berechtigt, weil das Spw. eine ziemlich universelle Erscheinung der menschlichen Kultur ist: „von einer primitiven Stufe an kann man sie praktisch überall, in den verschiedensten Sprachen und Kulturen vorfinden“.¹³ In diesem Beitrag wird nur eine linguistische, noch enger eine kontrastive lexikalische Untersuchung unternommen.

Wie kam unser Korpus zustande, das der kontrastiven Analyse niederländischer und ungarischer Sprichwörter zugrunde liegt? In unserer zweisprachigen Sprichwortsammlung wollten wir als Ausgangsmaterial nur die heute geläufigen niederländischen Sprichwörter aufnehmen. Deshalb haben wir – in der Auswahl auf die Beurteilungen zweier zweisprachiger parömiologischer Werke mit Niederländisch als Ausgangssprache basierend¹⁴ – 406 Sprichwortpaare behandelt. Es ist interessant zu bemerken, daß auf diese Weise zahlreiche niederländische Sprichwörter als Lemma nicht aufgenommen wurden, deren wörtliche Äquivalente in der heutigen ungarischen Umgangssprache häufig verwendet werden (*Addig nyújtózkodjál, ameddig a takaród ér; Fejétől búzlik a hal; Mindenki a maga szerencsésjének a kovácsa; A szuszternak lyukas a cipője*). Unser Wörterbuch und auch diese kontrastive Analyse ist daher nur monodirektionell, in der Relation Niederländisch-Ungarisch zu verstehen. Zu einer kontrastiven Analyse des Sprichwortmaterials scheint dieselbe Methode, die auch bei den Phraseologismen meistens angewendet wird, geeignet zu sein – was gleichfalls mit den Gemeinsamkeiten der Phraseologismen und Sprichwörter zu erklären ist. Die zahlreichen Untersuchungen, in denen Analysen in bezug auf Inhalt (phraseologische Bedeutung oder Text-Sinn) und Ausdruck (wörtliche Bedeutung) durchgeführt werden, unterscheiden sich in der Klassifizierung hauptsächlich in zwei Momenten: 1. ob sie sich mit der Nulläquivalenz befassen oder diese außer acht lassen; 2. ob sie das unterschiedliche Bild zur partiellen Äquivalenz rechnen oder für einen besonderen Typus halten. Wir finden die Nulläquivalenz in niederländisch-ungarischer Relation für wichtig; die unterschiedliche Metaphorik halten wir für einen eigenständigen Äquivalenztyp.

Auf Grund unseres Materials lassen sich die folgenden Äquivalenztypen unterscheiden:

I. Vollständige Äquivalenz

Eine große Zahl niederländischer Sprichwörter hat ein ungarisches Sprichwortäquivalent mit derselben lexikalischen Zusammensetzung; man findet in dieser Gruppe



¹¹ FLEISCHER: *Phraseologismus und Sprichwort*, S. 165.

¹² PACZOLAY, GYULA: *European Proverbs in 55 Languages*. Veszprém, 1997, S. 5 u. 22.

¹³ KANYÓ: *Sprichwörter*, S. 108.

¹⁴ THEISSEN, SIEGFRIED; HILIGSMANN, PHILIPPE: *Uitdrukkingen en spreekwoorden van A tot Z*. Paris; Bruxelles: De Boeck Université, 1999; PREDOTA, STANISLAW: *Klein Nederlands-Pools spreekwoordenboek*. Wrocław, 1986.

sowohl Sprichwörter ohne Bildlichkeit, wo die wörtliche Bedeutung direkt die allgemeingültige Aussage ausdrückt, z.B. *Alle begin is moeilijk* (dt. *Aller Anfang ist schwer*), *Beter laat dan nooit* (dt. *Besser spät als nie*), *In de nood leert men zijn vrienden kennen* (dt. *Freunde erkennt man in der Not*), *Kleine kinderen kleine zorgen, grote kinderen grote zorgen* (dt. *Kleine Kinder, kleine Sorgen – große Kinder, große Sorgen*) als auch bildliche, wo der gleiche Inhalt mit Hilfe desselben Bildes ausgedrückt wird, z.B. *De appel valt niet ver van de boom* (dt. *Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm*), *De kruik gaat zo lang te water tot hij barst/breekt* (dt. *Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht*).

Die meisten davon werden auch im 55-sprachigen Sprichwörterbuch von Paczolay erwähnt, unter den 106 Sprichwörtern, die in den meisten Sprachen von Europa dokumentiert sind; manche kennt man sogar im Arabischen (*Wie het laatst lacht, lacht het best*), im Persischen (*De kruik gaat zo lang te water tot hij barst/breekt*) oder auch im Chinesischen und Japanischen (*Blaffende honden bijten niet*).

Viele der allgemein verbreiteten Sprüche gehen auf dieselbe Quelle, auf die Bibel zurück: z.B. *Wie een kuil graaft voor een ander, valt er zelf in; Velen zijn geroepen, maar weinigen uitverkoren; Geen profeet is in zijn eigen land geëerd; Die niet werkt, zal ook niet eten*. Viele andere verbreiteten sich durch das mittelalterliche Latein: z.B. *De appel valt niet ver van de boom; Het is niet al goud wat er blinkt; Men moet het ijzer smeden als het heet is; De kruik gaat zo lang te water tot hij barst/breekt; Nieuwe bezems vegeen schoon; Alle begin is moeilijk*. Wieder andere stammen aus den Werken von antiken oder späteren Klassikern: *Arbeid adelt* (Juvenalis),¹⁵ *Beter laat dan nooit* (Livius), *Al etende krijgt men honger* (Rabelais). Der Ausdruck *Tijd is geld* (dt. *Zeit ist Geld*) soll sich als ein Spruch von Benjamin Franklin aus dem Jahr 1748 verbreitet haben.¹⁶

II. Partielle Unterschiede im Ausdruck

Manchmal gibt es zwar kleine Unterschiede in der wörtlichen Bedeutung, aber keine begrifflichen Unterschiede, nur der Gebrauch von begriffsverwandten Wörtern ist festzustellen, oder einige zusätzliche bzw. fehlende lexikalische Elemente sind zu ermitteln, wodurch sich das Bild im wesentlichen nicht verändert. Z.B. *Te veel koks verzouten de brij* (im Ungarischen: 'Viele Köche versalzen die Suppe'), *Het beste paard struikelt wel eens* (im Ungarischen zusätzlich: 'Das Pferd hat vier Füße ...'). Auch die Herkunft dieser Sprichwörter ist der vorigen Gruppe ähnlich: *Het beste paard struikelt wel eens; Na gedane arbeid is het goed rusten* (Bibel); *Met grote heren is het kwaad kersen eten; Men moet de dag niet voor de avond prijzen* (aus dem Lateinischen); *Een gegeven paard moet je niet in de bek zien* (Hieronymus).

Die Zuordnung zu einer besonderen Gruppe wird nur dadurch berechtigt, daß diese kleinen Unterschiede in sprachdidaktischer Hinsicht ein besonderes Problem bereiten.



¹⁵ GROOT: *Van Dale Idioomwoordenboek*.

¹⁶ PACZOLAY: *European Proverbs*.

III. Gebrauch eines anderen Bildes

Am interessantesten ist der Vergleich, wenn sich die äquivalenten Sprichwörter voneinander im sprachlichen Bild unterscheiden.

Im glücklichsten Fall ist auf Grund der Erläuterungen zum Text-Sinn, befestigt durch die übersichtliche Metaphorik, eine vollständige semantische Äquivalenz festzustellen. Z.B.: nl. *Andermans schotels zijn altijd vet* (dt. *Anderer Leute Kohl / Speck ist immer fetter*; *Anderer Leute Brot schmeckt immer besser*); ung. *A szomszéd rétje mindig zöldebb*, wörtlich 'Die Wiese des Nachbarn ist immer grüner' (veraltete oder regionale Synonyme: 'Das Schwein des Nachbarn ist immer fetter', 'Die Hühner der Nachbarin haben größere Eier' und 'Der Speck des anderen ist fetter').

Manchmal gibt es zwei synonyme niederländische Sprichwörter mit verschiedenen Bildern, von denen das eine Bild auch im Ungarischen ein Äquivalent hat, das andere aber fehlt. Z.B.: nl. *Ook de beste breister laat wel eens een steek vallen* ('Auch die beste Strickerin läßt mal eine Masche fallen'; dt. *Auch einem guten Fischer entwischt ein Aal*; *Der beste Fuhrmann wirft mal seinen Wagen um*); hier gibt es also kein wörtliches Äquivalent im Deutschen und im Ungarischen. Dagegen: nl. *Het beste paard struikelt wel eens*; hier also dasselbe Bild sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen (dt. *Auch der beste Gaul strauchelt einmal*; ung. *A lónak négy lába van, mégis megbotlik*).

Umgekehrt kommt es auch vor, daß einem nl. Spw. zwei ungarische gegenüberstehen. Das umgangssprachliche ung. Äquivalent enthält ein völlig anderes Bild; es gibt jedoch veraltete regionale ung. Sprichwörter mit demselben Bild. Z.B. nl. *De pot verwijt de ketel, dat hij zwart ziet* (dt. *Der Topf lacht über den Kessel, und doch sind beide schwarz*); ung. *Bagoly mondja a verébnék, hogy nagyfejű* ('Die Eule sagt dem Spatz, daß er einen großen Kopf hat'); ein veraltetes Äquivalent mit demselben Bild wie das nl. und das deutsche Spw.: *A kondér nem sokat hányhat szemére a fazéknak, Űst korholja a fazekat*. Ähnlich: nl. *Waar rook is, is ook vuur* (dt. *Kein Rauch ohne Feuer*; *Wo Rauch ist, da ist auch Feuer*); das wörtliche ung. Äquivalent ist veraltet: *Nincsen füst tűz nélkül*; in der heutigen Umgangssprache wird jedoch häufig gebraucht: *Nem zörög a harasz, ha a szél nem fújja* ('Die dünnen Blätter rascheln nicht, wenn sie vom Wind nicht aufgeweht werden').

Etwas problematisch ist die zwischensprachliche Äquivalenz im Falle des nl. *Holle vaten klinken het hardst* (dt. *Leere Fässer machen das meiste Geräusch*). Das wörtliche ungarische Äquivalent (*Üres hordó jobban kong*) wird in der heutigen Umgangssprache nicht mehr gebraucht: Es gibt doch ein ung. Spw. mit einer ähnlichen, aber nicht ganz derselben Bedeutung, das ein anderes, sehr anschauliches Bild enthält: *Üres kalász fenn hordja a fejét* ('Eine leere Ähre hält den Kopf hoch'). Bei der „Ähre“ geht es zwar um Überheblichkeit und bei dem „Faß“ um Hohlköpfigkeit, es kann jedoch Kontexte geben, wo die ähnliche Konnotation wichtiger ist als die Unterschiede in der denotativen Bedeutung, und daher kann auch das heutige ung. Spw. als Äquivalent verwendet werden.

Beim Typus „anderes Bild“ ist die Chance überhaupt am größten, daß die Äquivalente nicht in allen Elementen des Text-Sinnes einander entsprechen (s.o.: *Geen potje zo scheef of er past een deksel op*; ung. *Minden zsák megtalálja a maga foltját*).

Zum Typus „anderes Bild“ können auch die Sprichwortpaare gerechnet werden, bei denen einem semantischen zweischichtigen, bildlichen nl. Spw. im Ungarischen ein semantisch einschichtiges Spw. entspricht, z.B. nl. *Zoals de waard is, vertrouwt hij zijn gasten*; ung. *Ki mint él, úgy íté!*; nl. *Er gaan veel makke schapen in één hok*; ung. *Sok jó ember kis helyen elfér.*

IV. Nulläquivalenz

Von den 406 niederländischen Sprichwörtern gab es etwa 150, zu denen wir kein Sprichwortäquivalent aus der heutigen ungarischen Standardsprache gefunden haben. Ungefähr in der Hälfte dieser Fälle war jedoch ein veraltetes oder nur regional verbreitetes Sprichwortäquivalent zu finden.¹⁷ Einige Beispiele für die absolute Nulläquivalenz: *Acht is meer dan duizend*; *Gelijke monniken, gelijke kappen*, *De laatste loodjes wegen het zwaarst*, *Al te goed is buurmans gek*, *Wie het breed heeft, laat het breed hangen*, *Men kan geen ijzer met handen breken*, *Wie voor een dubbeltje geboren is, wordt nooit een kwartje*, *Korte afrekening maakt lange vriendschap*. Bei vielen Sprichwörtern dieser Gruppe stammt das Bild aus dem Bereich der Schifffahrt, einem wichtigen Element der außersprachlichen Umgebung der niederländischen Sprachgemeinschaft, z.B. *Beter een anker kwijt dan het schip*, *De wal keert het schip*, *Men kan vaak niet bezeilen, wat men bestevent*, *Die aan boord is, moet meevaren*, *Als het getij verloopt verzet men de bakens*; *Ieder vist op zijn getij*.

Es gibt nur ein nicht (mehr) standardsprachiges Äquivalent, wohl sogar mit derselben wörtlichen Bedeutung: *Een rollende steen vergaart geen moos*, *Waar het hart van vol is, loopt de mond over*, *De duivel schijnt altijd op de grootst hoop*, *Er is altijd baas boven baas*; *Het hem is nader, dan de rok*.

Es gibt ein nicht (mehr) standardsprachiges Äquivalent, mit einem anderen Bild: *Aal is geen paling*; *Beter een half ei, dan een lege dop*; *Als er één schaaap over de dam is, volgen er meer*.

V. ‘Falsche Freunde’

Die ‘falschen Freunde’ gehören eigentlich nicht zu den Äquivalenztypen, weil hier gerade keine semantische Äquivalenz vorhanden ist. Nur die wörtliche Bedeutung des nl. Spw. kann der ungarische Muttersprachler mit einem ung. Äquivalent eine ähnliche wörtliche Bedeutung assoziieren, der Sinn der beiden Sprichwörter ist jedoch unterschiedlich.

Für nl. *’s Lands wijs*, *’s lands eer* wird als ung. Äquivalent oft *Ahány ház, annyi szokás* verwendet. Der Sinn der beiden Sprichwörter ist jedoch trotz gemeinsamer Elemente



¹⁷ Kispál kommt zum folgenden Ergebnis: „Zu 41% der untersuchten deutschen Sprichwörter ist kein biblisches sprichwörtliches Äquivalent im Ungarischen zu finden [...]. Zu 30 deutschen Sprichwörtern (31%) sind im Ung. nur veraltete [...] Äquivalente zu finden.“ – In: KISPÁL, TAMÁS: *Biblische Sprichwörter des Deutschen und des Ungarischen*. – In: EISMANN, WOLFGANG (Hg.): *EUROPHRAS 95*. Europäische Phraseologie im Vergleich. Bochum: Brockmeyer, 1997 (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie, 15), S. 377-391.

nicht identisch. Das nl. Spw. mahnt zur Achtung der Gebräuche anderer Völker, das ung. Spw. konstatiert auch den Eigenwert einzelner Personen oder Familien.

Nl. *Als er één schaaap over de dam is, volgen er meer* (mit dem Sinn: 'Wenn jemand ein gutes Vorbild gibt, folgen die anderen') wird oft (falsch) gedeutet als sinnverwandt mit ung. *Egy bolond százat csinál* (Sinn: 'Auffallende, komische, dumme Dinge werden gern nachgeahmt').

Nl. *Stille waters hebben diepe gronden* kann im Sinne 'Die stillen Menschen sind oft sehr klug, aber hinterhältig und hinterlistig' äquivalent mit ung. *Lassú víz partot mos* verwendet werden. Das ung. Spw. hat jedoch auch eine andere Erläuterung, die vielleicht noch gebräuchlicher ist: 'Mit Ausdauer und Beharrlichkeit erreicht man sein Ziel', was das nl. Spw. nicht bedeutet.

Zur obigen Analyse muß bemerkt werden, daß dabei nicht eine vollständige Bearbeitung aller 406 Sprichwortpaare angestrebt wurde. Auch eine statistische Auswertung der einzelnen Typen haben wir, wegen der vielen Übergangsfälle und der möglichen Zuordnung desselben Spw. zu zwei Klassen, nicht für zweckmäßig gehalten.

Schlußbemerkungen

Die Erfahrungen bei der Redaktion des *Niederländisch-ungarischen Sprichwörterbuches* haben bewiesen, daß die Sprichwörter in ihrer „Zwischenstellung zwischen dem einzelsprachlichen System und der literarischen Tradition“¹⁸ in der lexikographischen Behandlung andere Methoden benötigen als die Phraseolexeme, mit denen sie viele gemeinsame Eigenschaften aufweisen. Zu den Gemeinsamkeiten gehören auch die auffälligen zwischensprachlichen Ähnlichkeiten und Unterschiede, die zu einer kontrastiven Analyse anregen. Bei einem solchen Vergleich tritt jedoch auch deutlich hervor, daß die zwischensprachliche Äquivalenz bei den Sprichwörtern eine viel kompliziertere Sache ist als bei den Phraseolexemen, so daß man bei Sprichwörtern eigentlich nicht von einem „Wörterbuch“ sprechen kann. Mit Recht werden daher von vielen die Benennungen „Sprichwortsammlung“ oder „Sprichwortlexikon“ bevorzugt.



¹⁸ FLEISCHER: *Phraseologismus und Sprichwort*, S. 166.

Károly Manherz (Budapest)

Identität und Sprachgebrauch bei den Ungarndeutschen

Die ungarländischen ethnischen Minderheiten zeigen in ihrer soziologischen Stratifikation und im Verhalten zur Hochsprache und Mundart ein relativ buntes Bild. Der Großteil der Volksgruppen gehörte zum Bauerntum, die Sprache, die als Muttersprache bezeichnet wurde, war meistens ein angestammter Dialekt, der je nach geographischer Lage oder Region auch verkehrssprachliche Charakteristika aufweisen konnte. Tägliche Kommunikation, religiöses Leben, Sitte, Brauchtum und zum Teil materielle Kultur bedienten sich dieser Ortsmundart oder der regionalen Verkehrssprache, oft auch der hochdeutschen Umgangssprache bzw. Literatursprache.

Da die meisten ungarländischen Minderheiten eine Sprachinsel bilden, sollte ihr Sprachgebrauch von der Sprachinsel-Situation her gesehen werden.

Sprachinsel sollte generell, nicht nur linguistisch verstanden werden, als Sammelbegriff sämtlicher Lebensäußerungen der in einer Sprachinsel zusammengefaßten Gemeinschaft. Nach W. Kuhn und C. J. Hutterer sind Sprachinseln

räumlich abgrenzbare und intern strukturierte Siedlungsräume einer sprachlichen Minderheit inmitten einer anderssprachigen Mehrheit. Im Normalfall liegen Sprachinseln im Hoheitsgebiet der anderssprachigen Mehrheit, z. B. deutsche Sprachinseln in Ungarn bzw. ungarische Sprachinseln in Österreich. Seltener kommt es vor, daß infolge der Diskrepanz zwischen ethnischer und politischer Grenzziehung u. ä. innerhalb des eigenen Hoheitsgebietes eigensprachige Sprachinseln entstehen im sonst geschlossenen fremdsprachigen Raum wie etwa im deutsch-polnischen Kontaktgebiet im früheren Deutschen Reich oder ungarische Sprach- (keine Dialekt-)inseln im geschlossenen rumänischen Staatsgebiet, aber im ungarischen Staatsgebiet vor dem Ersten Weltkrieg. Eine Sprachinsel ist gleichzeitig *Enklave* (in Bezug auf den Staat bzw. die Nationalsprache[n] des Staates, dem sie räumlich-politisch angehört) und *Exklave* (in Bezug auf den Staat bzw. die Staaten und dessen/deren Nationalsprache, dem bzw. denen sie ethnisch, sprachlich und – mindestens zum Teil – auch kulturell in genetischer Hinsicht zuzuordnen ist). Einen Sonderfall bilden die Sprachinseln jener Gruppen, die nur Enklaven sind, da ein politisch etabliertes Hinterland ihnen abgeht, z. B. einige räumlich abgrenzbare Zigeunergruppen in vielen Staaten der Erde ...

Laut der Zusammenfassung bei W. Kuhn hat die deutsche Sprachinselforschung als Disziplin die gesamtheitliche Erforschung und Darstellung der deutschen Sprachinseln als geschlossener, wohlabgegrenzter Lebenseinheiten zum Gegenstand. Die linguistische Erforschung der deutschen Sprachinseln bildet zugleich einen Teil der deutschen Dialektologie und – bes. dank den Kontaktforschungen – der allgemeinen Sprachwissenschaft. Die Bezeichnung (wie auch der Begriff) 'Sprachinsel' gehört heute fest zu der

Terminologie der Linguistik in der ganzen Welt, und die in der (deutschen) Volkskunde gelegentlich vertretene Meinung, sie sei politisch diskreditiert, kann linguistischerseits nicht akzeptiert werden.¹

Wenn wir davon ausgehen, daß die ungarländischen Minderheiten sprachlich gesehen in einer „Sprachinsel-Situation“ existierten, dann sind auch die für die Sprachinsel charakteristischen Entwicklungstendenzen zu beobachten. Im Prozeß der Ansiedlung (Umsiedlung), Mischung und des Ausgleichs haben sich ihre Dialekte entwickelt, wobei die ausschlaggebenden Impulse aus der Sprache der Mehrheit, aus dem Ungarischen kamen, so eine Art Zwei- oder Mehrsprachigkeit fördernd.

Sprachgebrauch und Identität sind bei den ungarländischen Minderheiten grundlegende Fragen. Oft ist man der Meinung, daß bei der Bestimmung einer nationalen Minderheit der aktuelle Sprachgebrauch, der jeweilige Sprachzustand die relevantesten Kennzeichen sind. Da Sprachgebrauch auch für die Tradition der Volkskultur, für mündliche und schriftliche Weitergabe besonders der Folklore bedeutend ist, kann man ohne weiteres behaupten, daß die Untersuchung des Sprachgebrauchs, der Sprachaktivitäten, des Sprachzustandes einer Minderheit über die Existenz ihrer Volkskultur, aber auch über ihre Identität wichtige Informationen enthalten kann.

Untersucht man die Zusammenhänge zwischen Sprachgebrauch und Identität bei der größten Minderheit in Ungarn, bei den Ungarndeutschen, so kann man über den Sprachgebrauch Folgendes feststellen:

Die in Ungarn angesiedelten Deutschen sprachen verschiedene mittel- und süddeutsche Dialekte. Nach der Ansiedlung vereinheitlichten sich diese oft am gleichen Ort unterschiedlichen Dialekte durch komplexe Sprachausgleichsprozesse zu Mischmundarten. Diese Ortsdialekte bildeten bei der überwiegenden Mehrheit vieler Generationen der Deutschen in Ungarn bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts das primäre Kommunikationsmittel.

Die Entwicklung einer über der jeweiligen Mundart stehenden Ausgleichsform, einer Verkehrssprache, oder deren annehmbarer ad-hoc-Gebrauch war bei der Lebensweise und der äußerst geringen Mobilität der Deutschen in Ungarn teils nur an bestimmte zeitweilige Anlässe, teils an das Geschlecht gebunden. Gewisse, meistens zeitlich begrenzte Aktivitäten, wie die Militärzeit bei den Burschen, die Dienstzeit der jungen Mädchen in anderen Ortschaften oder auch die Begegnungen an den Monatsmärkten, boten lediglich begrenzte Möglichkeiten zu einem sprachlichen Ausgleich. Die Kenntnis der Hochsprache, die auf der Kanzel und in der Schule sowohl in gesprochener als auch in geschriebener Form vertreten war, zeigte sich bei der Mehrheit der Deutschen in Ungarn eher auf rezeptiver als auf produktiver Ebene.

Die ungarische Sprache übt seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen immer stärkeren Einfluß auf die Kommunikation der Deutschen in Ungarn aus. Zu beobachten ist dies einerseits durch die in den hiesigen deutschen Dialekten immer häufiger auftretenden ungarischen Lehnwörter, andererseits an den – insbesondere seit dem



¹ Vgl. HUTTERER, C. J.: *Sprachinselforschung als Prüfstand für dialektologische Arbeitsprinzipien*. – In: DERS.: Aufsätze zur deutschen Dialektologie. Budapest: Tankönyvkiadó, S. 100ff.; KUHN, W.: *Deutsche Sprachinselforschung*. Geschichte, Aufgaben, Verfahren. Plauen, 1934, S. 13.

zweiten Weltkrieg – immer umfassenderen und stabilen Ungarischkenntnissen bzw. am ungarischen Sprachgebrauch der Deutschen in Ungarn.²

Der Sprachgebrauch des Alltags sowie die immer stärkere Verbreitung der ungarischen Sprache wird bei den Deutschen in Ungarn seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts weitgehend durch die lokalspezifischen wirtschaftlichen und kulturellen Notwendigkeiten bestimmt, auch durch die allgemeinen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Prozesse jener Zeit, so der Industrialisierung, der Urbanisation, durch den ständig wachsenden Ausbau des Verkehrsnetzes und damit verbunden durch die steigende Mobilität von Bevölkerungsschichten. Der soziale Aufstieg jeglicher Art war schon zu jener Zeit an die Kenntnis der ungarischen Sprache gebunden, wodurch sich auch die Vorherrschaft der ungarischen Sprache abzeichnete.

Wohlgemerkt, der Einfluß der ungarischen Sprache war bis 1945 in großem Maße von bestimmten territorialen, siedlungspolitischen und geographischen Gegebenheiten abhängig: in Streusiedlungen, in der Nähe von Großstädten und Industriezentren sowie entlang der wichtigsten Verkehrsadern vollzog sich dieser Prozeß viel schneller als in den überwiegend von Deutschen bewohnten, territorial zusammenhängenden, kompakten Regionen oder fernabliegenden Siedlungen.

Die Mundarten der Deutschen in Ungarn wurden im 20. Jahrhundert, aber besonders nach der Vertreibung, allmählich zurückgedrängt. Die eingeschränkte Reichweite des Dialektes bedeutete schon immer ein Problem in der Alltagskommunikation. Die bairischen, schwäbischen, fränkischen (rheinfränkischen und ostfränkischen) Dialekte gleichen sich in größeren Regionen aus, doch die Mundartsprecher kannten und gebrauchten die deutsche Hochsprache kaum. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts läßt sich eine eigenartige Sprachschichtung feststellen: Während in den einzelnen Siedlungen der lokale Dialekt gesprochen wird, bildeten sich in den größeren Regionen (Westungarn/Nyugat-Magyarország, Ofner Bergland/Budai-hegyvidék, Plattensee-Oberland/Balaton-felvidék, Tolna/Tolna, Branau/Baranya) regionale Dialekte heraus, die zahlreiche Elemente der hochdeutschen Verwaltungssprache übernahmen. Die Rolle der Hochsprache konnte von der deutschen Hochsprache – bis auf den Gebrauch in der Kirche – nicht übernommen werden; ähnlich zu anderen Minderheiten in Sprachinseln, wurde diese Rolle von der ungarischen Literatur- und Gemeinsprache übernommen. Das Verhältnis von Dialekt und Hochsprache zeigte also ein eigenartiges Bild bei den Deutschen in Ungarn. Das jahrhundertlange Zusammenleben mit den Ungarn, das nicht ausgebaute deutschsprachige Schulwesen dieser Minderheit, die Abgeschiedenheit von der deutschen Gemeinsprache beeinflussten die Entstehung dieser eigenartigen Situation weitgehend. Das 20. Jahrhundert war für die Dialektsprecher das Jahrhundert des Sprachverlustes. Aus bekannten historischen Ursachen nach 1945 wurde der Dialekt in die kleinsten, privaten Sprachgemeinschaften zurückgedrängt und wurde Teil eines sogenannten inneren Identitätsbewußtseins. Der Dialekt war ein Kommunikationsmittel, der in Anwesenheit von Fremden äußerst selten oder gar nicht benutzt wurde. Auch der Sprachunterricht konnte diese



² Vgl. ERB, M.: *Ungarische Lehnwörter in den neueren deutschen Sprachinseln Ungarns bis 1945*. Dissertation. Ms. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1997.

Situation nicht bewältigen und baute in den sechziger Jahren nicht auf eventuelle dialektophone Kenntnisse der Schüler.³

Wie wichtig der Sprachgebrauch in der Identitätsprägung ist, wurde bereits im 19. Jahrhundert von bedeutenden Persönlichkeiten betont; es wurden Maßnahmen unternommen, um die ungarndeutsche Traditionen (mundartliche und hochsprachliche) aufzubewahren und weiterzugeben. Fast unwillkürlich bedeutete dies zugleich den Anfang einer Erforschung der Volkskunde der Ungarndeutschen.

Der aus Pinkafeld (Westungarn) stammende und in Fünfkirchen wirkende Lyzeallehrer M. Haas (1810-1866) verfaßte eine Monographie über einen Teil der Schwäbischen Türkei (*Baranya ismertetése*), und als er 1859 Szathmarer Bischof wurde, regte er die Pfarrer und Lehrer seiner engeren westungarischen Heimat zu volkskundlicher Sammelarbeit an und ließ ihnen auf eigene Kosten Fachzeitschriften volkskundlicher Art zuschicken. In kurzer Zeit hatte er umfangreiches Material von Liedern, Spielen, Sprüchen, Sitten und Bräuchen zusammengebracht. Herausgeben konnte er seine Sammlung wegen seines frühen Todes nicht. Um die Mitte der sechziger Jahre gab des Bischofs Landsmann und Zeitgenosse, der Benediktinerpriester R. Sztachovics, seine *Brautsprüche und Brautlieder auf dem Heideboden in Ungern* (Wien 1867) heraus. In seinem Vorwort schreibt er Folgendes:

Bald werdet ihr auch Eure alten vollständigen geistlichen Gespiele in den Händen haben, als: das ganze Weihnachtspiel samt allen Euren Weihnachtsliedern, und den Sterngesang, mit Frag' und Antworten, das letzte Gericht, den reichen Prasser, die vier letzten Dinge und wenn möglich auch das schöne Passionsspiel.⁴

Untersucht man den Sprachgebrauch der verschiedenen sozialen Schichten der Ungarndeutschen, so kann man feststellen, daß das mündliche und schriftliche Tradieren der Volkskultur verschiedenartig erfolgte. Da sind die regionalen Unterschiede auch ausschlaggebend. Wo neben dem Bauerntum eine starke Handwerkerschicht existierte oder auch eine deutschsprachige Intelligenz vorhanden war, ist die für die Identität wichtige sprachliche Tradition vielfältiger und bunter.

Die sprachlichen Erhebungen in den sechziger und siebziger Jahren in Westungarn zeigten, daß diese Region durch die Nähe des zusammenhängenden deutschen Sprachgebietes und durch die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts eine Tradition pflegte und aufbewahrte, die zur Bewahrung der Identität der einzelnen Schichten bedeutend beigetragen hatte. Sehen wir uns den Sprachzustand von Westungarn näher an: auf Grund des Dialektgebrauchs bzw. der Verwendung von Dialekt/Verkehrssprache/Hochsprache wurden schichtenspezifische Kennzeichen (Entwicklungstendenzen) festgestellt, die auch in der Weiterführung der Tradition eine wichtige Funktion hatten: Die Bauernmundarten wurden unter der bäuerlichen Landbevölkerung im Verkehr untereinander gesprochen und zeigten eine weitere Stufung in Abhängigkeit davon, wie weit der Übergang zum Ungarischen in den einzelnen Ortschaften gekommen war. Die primären Merkmale der deutschen Mundarten in Westungarn wurden in diesen Mundarten beibehalten. Dieser reinen Dorfmandart bediente sich die ältere Generation. Die mittlere



³ Vgl. MANHERZ, K. (Hg.): *Die Ungarndeutschen*. Budapest: Útmutató, 1999, S. 65.

⁴ Ebd.

Generation paßte sich mehr der Stadtmundart an (zu dieser Schicht gehörten jene, die die bäuerliche Arbeit nur als Nebenbeschäftigung betrieben und meistens in den naheliegenden Städten als Industriearbeiter tätig waren). Es geht hier eigentlich um die Frage des sprachlichen Mehrwerts, der Gemeinschaftsnorm. Hier wirkten zwei Komponenten: Für den ganzen Sprachraum war die Wiener (ostdonaubairische) Verkehrssprache entscheidend, aber im unmittelbaren Strahlungsgürtel der westungarischen Städte deren Mundart.

Die Fach- und Berufssprachen waren nie bestrebt, sich aus den Banden der jeweiligen Ortsmundart in ihrer grammatischen Struktur zu entfernen. Die Sprache der Fischer, Kerzengießer, Lebzelter und Schlosser oder Sattler unterschied sich hauptsächlich in ihrem spezifischen Wortschatz und spielte in der allgemeinen Sprachentwicklung eine Rolle, insofern ihre Träger Lautstruktur und Grammatik ihrer angestammten Mundart in entfernte Gegenden mitnahmen und in dieser Weise den Ausgleich zwischen den einzelnen Gruppen förderten. In Westungarn war für diese Schicht auf dem Lande charakteristisch, daß die Handwerker als gebürtige Dorfeinwohner kürzere oder längere Zeit – um das Handwerk zu erlernen – in den kleinen Städten verbrachten, dann aber – um ihre Kenntnisse zu erweitern – ins Ausland, besonders nach Österreich, nach Wien zogen und später in ihren Heimatort zurückkamen, sich dort niederließen. Ihre Sprache erhielt also ihr Gepräge von einer Stadtmundart – meistens von der Ungarisch-Altenburger/Magyaróvár, Wieselburger/Moson, Ödenburger/Sopron oder Günser/Kőszeg Stadtmundart – und übernahm die Vermittlerrolle zwischen der Ortsmundart und der Wiener Verkehrssprache. Elemente der Ortsmundart tauchten in diesen Gruppensprachen ständig auf. Es waren meistens sprachliche Formen, die zum Grundwortschatz der Ortsgemeinschaft gehörten und von dem Sprecher unbewußt gebraucht wurden.

Die Sprache der Städte in Westungarn mußte gesondert behandelt werden. Ursprünglich wurden hier drei Schichten auseinandergehalten: die Bauern, die Handwerker und die Intelligenz. Eine Umgruppierung zeigte sich in den sechziger Jahren: Durch die Industrialisierung und die Herausbildung der großen Staatsgüter nahm die Zahl der Handwerker und Bauern bedeutend ab, und es bildete sich eine neue Schicht, die der damaligen Genossenschaftsbauern und Industriearbeiter, die aber noch Reste der bäuerlichen Lebensform bewahrt haben. Ihre Sprache bewahrte zum Teil die Kennzeichen der Ortsmundarten, primäre Merkmale dieser Ortsdialekte wurden generationsbedingt gebraucht. Sie sagten für 'Mutter' *muata*, aber für 'zwei' *zwa* und nicht wie in den Ortsdialekten *zwoa*. (Die Verbreitung der *a*-Formen zeigt den großen Einfluß der ostdonaubairischen Verkehrssprache. Eigentlich bestimmte die Sprache der Handwerker den Charakter der Stadtmundart, denn diese Schicht bildete noch vor sechzig-achtzig Jahren die Hauptmasse der Einwohner.)

Die Sprache der Intelligenz (sowohl auf dem Lande als auch in den Städten) nahm gleichfalls eine spezifische sprachliche Situation ein. Sie charakterisierte eine vollständige Auslese echter Mundart und Aneignung der Wiener Verkehrssprache. Diese wurde von ihr als Norm angestrebt. Durch dieses Eindringen der ostdonaubairischen Verkehrssprache wurde die mundartliche Fläche „reihenschrittlich“ aufgelöst, was die allgemeine Tendenz der Sprachentwicklung in diesem Raum kennzeichnete. Es handelte sich dort um einen sprachlichen Vorgang, dem zufolge die Mundarten die primären Merkmale aufgaben und einen Ausgleich anstrebten.

Elemente der Dorfmundart gehörten jedoch zum passiven Wortgut der Intelligenz, sie bediente sich ihrer aber nur als Stilmittel, wenn sie jemanden von der Bauernschicht charakterisieren wollte. Sie sagte also 'Bedienerin (Dienstmädchen)' für mundartliche *Tian* 'Dirne (Dienstmädchen)', aber ahmte die Sprechweise der Bauern nach, indem sie *Koas* 'Geiß (Ziege)' oder *tuif* 'tief' sagte. Bei dieser Schicht hatten die primären Merkmale der Mundart einen pejorativen Sinn erhalten. (In einigen Dorfmundarten galten die alten Formen auch unter den Bauern als pejorative Stilmittel. Wollte man etwa einen dummen Bauern charakterisieren, betonte man besonders die primären Merkmale. Es wurde damit das Tölpelhafte, Bäuerliche, das Derbe hervorgehoben. In Ragendorf/Rajka wurde eine Ortsgeschichte über die Statue des heiligen Sebastian erzählt. Die Grundform der Geschichte war in Westungarn weit verbreitet: es handelte sich um das Ersetzen der gestohlenen Sebastian-Statue durch eine lebendige Person. Die Geschichte wurde nicht in der typischen ostdonaubairischen *ui*-Mundart erzählt, sondern in der westungarischen deutschen Verkehrssprache. Aber die Dialoge oder der pejorative Teil der Geschichte [z.B. wie die lebendige Person – statt der Statue – darauf reagierte, daß gläubige Frauen zwischen ihre Zehen brennende Kerzen stellten, die dann beim Abbrennen Schmerzen auslösten] wurden in der Ortsmundart zitiert.) Man unterscheidet im Erzählen zwischen *Pui/Pua* 'Bube', fügt aber hinzu, daß *Pua* eine „bessere Form“ sei: „Wir bleiben bei *pui*, das ist unsere Muttersprache“. Hier bezeichnet der Gebrauch der primären Merkmale die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Im Gespräch eines Bauern mit einem Stadtbewohner geht es wieder um die *ua*-Form. Die Tendenz der inneren Sprachentwicklung wird hier durch die äußeren Triebkräfte vorangetrieben.

Es sei noch eine, aus sprachsoziologischer Sicht wichtige Erscheinung erwähnt. Im engeren Kreis der Dorfintelligenz ließ sich auch unter den die Bauernmundart Sprechenden eine Tendenz „besser zu sprechen“ beobachten, also gemäß der lokalen Norm, in diesem Fall gemäß der Sprache der Intelligenz. (Als Beispiel könnte die im Ort geborene Frau eines Schulmeisters in Kaltenstein/Levél erwähnt werden. Als sie eine bäuerliche Arbeit erklärte, sprach sie eine Bauernmundart, sobald es sich um allgemeine Themen handelte, richtete sie sich nach der Sprache ihres Mannes, sowohl im Lautstand als auch im Wortschatz. Es entstand in ihrem Sprachgebrauch eine Symbiose verschiedener sprachlicher Elemente, die den Ausgleich zugunsten der ostdonaubairischen Verkehrssprache als Folge hatten.)⁵

Das reiche volkskundliche Material aus Westungarn zeigt die schichtenspezifische Aufbewahrung der folkloristischen bzw. schriftlichen Tradition. Wenn man den *Sankt Johanner Kodex* sprachlich untersucht, kann man feststellen, daß es sich zwar um eine Abschrift handelt, aber durch das öftere Abschreiben die Vorlagen sich änderten und auch orts- bzw. verkehrssprachliche Traditionen erschienen.

Die Verse 10-12 berichten über die Erbsünde. Vers 11 enthält eine für die ostdonaubairischen Mundarten charakteristische Wendung für „schnell, hastig“ in *Hui*, was den Sprachgebrauch des Abschreibers widerspiegelt.



⁵ Vgl. MANHERZ, K.: *Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1977.

10. Ein Paradies erschuf Gott schen,
der Baum des Lebens in Mitten stehn,
Adam aß seine verbotene Frucht,
drum war er und wir all' verflucht;
11. Ein einig' Sünd' hat Adam getan
in Hui der Tod kam über ihn,
du sündigst stets-begehrst darneben,
viel' Jahra hie und dort ewig leben;
12. Eine Taube ließ Noah fliehen hin,
Wie 's Wasser viel zu werden schien,
am Abend spät sie wieder kam,
in ihrem Schnabel ein' Ölzweig hat;

Der *St. Johanner Kodex* ist ein Sprachdenkmal des Deutschen in Ungarn. Für das Verstehen des Tradierens dieser Art ist es wichtig, die kurze Geschichte des Kodex zu umreißen: In Westungarn, zwischen der Donau und dem Neusiedlersee, auf dem sogenannten Heideboden/Mosoni síkság, war eine deutsche Minderheit zu Hause, die sich durch ihre Frömmigkeit, durch das Festhalten am Glauben besonders hervorgetan hatte. Es handelte sich um katholische und evangelische Deutsche, die zahlreiche geistliche Spiele aufbewahrt haben, bei denen auch die Heilige Schrift in großer Ehre gehalten wurde. In fünf oder sechs Dörfern dieser nordwestungarischen Ecke hat sich eine reiche, in Ungarn fast alleinstehende Bauernkodex-Literatur entwickelt, mit der sich die Forschung in der Vergangenheit nur sporadisch befaßt hat. Im 19. Jahrhundert sammelte der Benediktiner Remigius Sztachovics in diesem Landstreifen viele handschriftliche Bücher und Hefte, die er dann in der Bibliothek seines berühmten ungarischen Benediktinerordens in Martinsberg/Pannonhalma aufbewahrte. Eine erste Beschreibung der Bücher – nur inventarmäßig – verdanken wir ebenfalls einem Benediktiner, Severin Kögl, der 1941 Inhalt und äußere Form der Handschriften den Forschern zugänglich machte.

Wir können einen engen Zusammenhang zwischen dem Entstehen und Aufbewahren der Bücher und der Wirtschaftsstruktur des Gebietes entdecken. Die Türkenherrschaft hatte dieses Gebiet wegen der glücklichen geographischen Lage des ehemaligen Komitates Wieselburg/Moson nicht entvölkert, wodurch keine planmäßige Kolonisation notwendig wurde. In den fünfziger Jahren konnte man noch bei den zurückgebliebenen Deutschen Bauernhöfe mit sehr alter Tradition vorfinden. Auch die Verteilung des Bodens im Komitat war günstig für die Bauern. 65% der Äcker und Wiesen waren im Besitz der Urbarialbevölkerung. Das ist für Transdanubien eine eigenartige Erscheinung. Hinzu kommt noch die gute wirtschaftliche Verbindung nach Wien, die Belieferung des Wiener Marktes. Alles Zeichen eines verhältnismäßig konsolidierten, wohlhabenden Bauerntums.

Fast in jeder Bauernfamilie war ein handschriftliches Buch vorhanden, oft Abschriften eines Originals, versehen mit persönlichen Anmerkungen, ergänzt mit Liedern, Sprüchen, Rezepten und dergleichen. Auch Abschreiber und Verfasser der Bücher wurden genannt, nicht selten gaben die Schreiber ihren Beruf an. Die Bauernbücher dienten vor allem der Unterhaltung und seelischen Erbauung der Familien, weniger kirchlichen Zwecken. Im 19. Jahrhundert war es auf dem Heideboden überall verbreitet, daß das Familienoberhaupt am Sonntagnachmittag das mit der Haus-

marke versehene Buch hervornahm und daraus mit seiner Familie die alten Lieder sang oder aus den Spielen Teile vorlas. Es gehörte zur guten Tradition einer Bauernfamilie, diese Bücher aufzubewahren und weiterzuführen. Zur Zeit der Geländearbeit in den Jahren 1968-1970 fand man noch auf den Dachböden einige handschriftliche Bücher, in die sogar in den fünfziger Jahren noch etwas hineingeschrieben worden war. Aber die in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts noch im Familienbesitz vorgefundenen Bücher waren nicht mehr reich illustriert, sondern einfache Abschriften von schön gestalteten Handschriften. Wie sehr der Inhalt dieser Bücher lebendig war, beweist auch die Tatsache, daß 1970 ältere Frauen die Lieder (deren Noten nicht aufgezeichnet waren) aus den handschriftlichen Büchern auf Tonband singen konnten. Eigentlich sind die Texte der handschriftlichen Bücher von deutschen Originaltexten kopiert und mit Ergänzungen versehen.

Zwei grundlegende Werke wurden besonders häufig abgeschrieben und während des Abschreibens auch gewissermaßen neu gestaltet: Das eine Buch war 1560 in Wittenberg erschienen: Nikolaus Hermann *Evangelia auf alle sonn- und Fest-Tag in gantzen Jar ...*, das andere stammt von Jakob Bohr *Geistlicher Glückshafen*. Hermann war Protestant, Bohr Katholik. Eigenartig ist, daß diese katholisch-protestantischen Schriften sowohl in den katholischen Gemeinden (St. Peter, St. Johann – heute ung. Jánossomorja –, Zanegg/Mosonszolnok) als auch in den protestantischen Dörfern (Kaltenstein/Levél, Straßommerein/Hegyeshalom, Ragendorf/Rajka) bekannt und gelesen wurden. Die protestantischen Vorlagen sind sicher während der Glaubensverfolgung, durch schwäbische Exulanten in diese Dörfer gelangt. Es ist ja bekannt, daß oft ganze Gruppen mit ihren Lehrern und Priestern die Flucht ergriffen und sicher dabei auch ihre religiösen Bücher mitgenommen haben. Zu den oben erwähnten Werken kommt noch die Nürnberger Bibel als Vorlage hinzu.

Alle Forscher, die dieses westungarische Gebiet gut kennen, stellen die berechnete Frage: Wie kam es dazu, daß in einem Landstreifen, durch den die wichtigsten Verkehrswege führten, in dem reger wirtschaftlicher Verkehr und Handel herrschte, eine Gemeinschaft lebte, die eine Handschriften-Tradition des 16.-17. Jahrhunderts bis ins 19.-20. Jahrhundert hinein aufbewahrt und sogar *pfliegend aufbewahrt* hatte? Die Aufzeichnungen über das Wirtschaftsleben beweisen eine auffällige Beweglichkeit der Heidebauern („mache ihnen zu wiessen, wie viel for früheren Jahren nach Steiermark gefahren sind“). Trotz dieser Beweglichkeit ist der Heideboden ethnographisch gesehen ein relativ geschlossenes, einheitliches Gebiet, er bildet eine kulturelle, wirtschaftliche Einheit. Besonders was die geistige Kultur der dortigen Deutschen betrifft, kann eine Absonderung vom Westen beobachtet werden. Durch diese Abgeschlossenheit der geistigen Kultur läßt sich erklären, daß Sagen, Lieder, Spiele hier viel länger erhalten blieben als im Westen oder im Osten vom Heideboden. Es läßt sich eine Art Konservatismus bei der Bevölkerung beobachten (auch etwa in der Volksnahrung). Sie bereisten zwar viele Länder, brachten aber selten etwas Neues mit. S. Kögl schreibt: „Seit Jahrzehnten pilgern sie nach Mariazell, es kam aber noch nie vor, daß sie ein neues Lied mit sich gebracht hätten.“

Von den handschriftlichen Büchern ist der sogenannte *Sankt Johanner Kodex* aus dem Jahre 1808, geschrieben von Johann Anton Lang, bedeutend.

Die Sankt Johanner Handschrift ist ein in Leder und Holztafelchen gebundenes Buch mit Querformat, es umfaßt 569 Seiten, 51 hochrangige Illustrationen, viele schöne

Initialen und die Kapitel abschließende Schlußbilder. Ursprünglich war es mit zwei Kupferschlüsseln versehen, wovon leider nur der eine übrigblieb. Der Verfasser verewigte sich sowohl auf der Titelseite als auch in jeder Illustration mit seinem Namen. Auf den Seiten 220 und 292 steht Folgendes: „Geschrieben Andony Johannes Lang in Zanegg in der Kayserlich, König Alten Salliterey No. 1. Anno 1808.“ „Salliterey“ bezieht sich auf den Salpeterabbau, der im 19. Jahrhundert fast in jedem Dorf des Heidebodens betrieben wurde. Der Staat ließ durch ausgebildete Arbeiter Salpeter für die Schießpulverindustrie abbauen. Man begegnet wiederholt der Eintragung „Salither Meister“. Heute weisen noch alte Ortsnamen auf die einstige Tätigkeit hin. Der *Sankt Johanner Kodex* enthält folgende Texte:

Der Geistliche Glückshafen von Bohr, ergänzt mit anderen Liedern;

Ein Anders Lieth. Singen will ich aus Hertzens Grund;

Ein schene Comedia, von Adam und Eva;

zwei Lieder von der Hl. Barbara und Katharina, Fragmente aus den Legenden über die Hl. Katharina;

Nützliche Büblische sprich, da ein Jeter Christ, So offt die Uhr schlegt, Etwas Merk wür-tiges daraus Vernehmen kann;

Zwey Gultene Kalber;

Das Christi-Geburtspiel;

Das Kribel gespiel;

Das Schuster und Schneider gespiell;

Das Stern Gesang;

16 Lieder (biblische Erzählungen);

Rezepten gegen Tierkrankheiten;

14 religiöse Lieder.⁶

Diese Handschrift wurde und wird auch heute von den Ungarndeutschen dieser Region als Bestandteil der sprachlichen und materiellen Kultur der Bauern- und Handwerkerschicht betrachtet und trug bis zur Jahrhundertwende bedeutend zur Identitätsstärkung bei.

Die schriftlich und mündlich überlieferte Tradition spielte eine wichtige Rolle in der Identitätsprägung der Ungarndeutschen. Natürlich sind bei der Ausbildung der Identität außer dem Gebrauch der Sprache auch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe/Gemeinschaft und die kognitive Organisation der Umgebung ausschlaggebend. Man kann seine Identität nur auf Merkmale stützen, die als Identifikation von der Umgebung und von den anderen anerkannt werden. Daher ist die Bewahrung der Identität für eine inmitten fremdsprachiger Umgebung lebende Minderheit, die sich in dieser fremdsprachigen Umgebung ständig behaupten muß, eine komplizierte, schwierige Aufgabe.

Unser Ziel war, die Zusammenhänge des Sprachgebrauchs und der Volkskultur aufzuzeigen und dabei nicht zu verschweigen, daß die Ungarndeutschen sich heute im Stadium des Sprachwechsels, des Sprachverlustes, oder wie C. J. Hutterer es treffend formulierte, in der Entdeutschungsphase befinden. Der Dialekt wird zum großen Teil



⁶ Vgl. MANHERZ, K.; BOROSS, M. (Hg.): *Der Sankt Johanner Kodex*. Budapest: Pytheas, 1989.

aufgegeben, ist nur mehr alterssprachlich oder erinnerungssprachlich vorhanden, die deutsche Standardsprache wird erlernt, das Ungarische hat bereits früh die Rolle der „Hochsprache“ übernommen.

Durch die bekannten historischen Prozesse⁷ ist es zu erklären, daß sich der Deutsche in Ungarn als Mitglied der ungarischen Gesellschaft, aber auch zugleich als Angehöriger seiner deutschen Minderheit fühlte. Dadurch entstand die charakteristische Doppelidentität der Ungarndeutschen. Ähnliches läßt sich auch unter den anderen historischen Minderheiten in Ungarn beobachten. Die *Bewahrung* dieser Doppelidentität der ungarländischen Minderheiten kann sowohl für Ungarn als auch für Europa ein echter Gewinn werden.

Was für eine Rolle in diesem Prozeß den sprachlich noch vorhandenen Traditionen zukommt, werden in den nächsten Jahren die sprachpolitischen Ambitionen der Minderheit aufzeigen. Die Dialektologie und Volkskundeforschung hat weiterhin die Aufgabe, das sprachlich tradierte zu untersuchen, zu beschreiben und der jeweiligen Minderheit (Gemeinschaft) zur Stärkung ihrer Identität zur Verfügung zu stellen.



⁷ Vgl. MIRK, M.: *Sprachgebrauch in Pilisszentiván/Sanktiwan bei Ofen*. – In: *Ungarndeutsches Archiv*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut; Bd. 1 (1997), S. 99ff.; SEWANN, G.: *Ungarndeutsche und Ethnopolitik*. Ausgewählte Aufsätze. Hg. von der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen. Budapest: Osiris/MTA Kisebbségkutató Műhely/LdU, 2000, S. 129ff.

Péter Varga (Budapest)

„Wo gehörte ich eigentlich hin?“

Deutsch-jüdisches Leben im Ungarn des 19. Jahrhunderts

Atemlos, mit blutigen Fäusten und Beulen auf dem Schädel setzte ich mich in irgendeinen Winkel des weiten Hauses nieder und vergoß Tränen über mein Schicksal: daheim Mutter und Hauslehrer, hier diese Bestien. Wo gehörte ich eigentlich hin? Mit verzehnfacher, sentimentaler Liebe schloß ich mich den beiden Kameraden in der „deutschen Insel“ an.¹

Arthur Holitschers Worte aus seiner Lebensgeschichte können in vielerlei Hinsicht als ein ausdrucksvoller literarischer Abdruck der komplexen Lebensverhältnisse der ungarischen Juden im ausgehenden 19. Jahrhundert betrachtet werden. Die im Zitat beschriebene konkrete Situation ereignete sich in den achtziger Jahren im Evangelischen Gymnasium auf dem Deák-Platz in Budapest, wo Holitscher mit vielen anderen jüdischen Kindern in die Schule ging. Die Unterrichtssprache des Gymnasiums war zwar ungarisch, der starke Einfluß der deutschen Kultur machte aber für zahlreiche jüdische Familien, in denen deutsch die Verkehrssprache war, die Schule attraktiv. In der Schulklasse von Holitscher waren es jedoch nur drei Schulkinder, deren Muttersprache deutsch war, so schlossen sie sich in eine „deutsche Insel“² zusammen und ließen sich „in einer der vordersten Bänke in der Ecke bei der Tür“² nieder. Natürlich waren sie oft Zielscheibe der vom ungarischen Nationalstolz erfüllten Mitschüler und Lehrer, was oft auch zu offenen Konflikten, sogar zu Schlägereien mit den „bestialischen“ Klassenkameraden führte. Sie hatten es wirklich nicht leicht, diese Schüler: das Festhalten ihrer Eltern an der deutschen Sprache und Kultur im eigenen Familienbereich, was sich in einer streng bürgerlichen Erziehung oft mit deutschen Hauslehrern artikulierte, führte in vielen Fällen zur Isolation und zum Gefühl des Ausgestoßenseins. Obwohl das Evangelische Gymnasium wirklich einen guten Ruf hatte und eine ausgezeichnete Bildung vermittelte, bedeutete es für Holitscher lediglich den Ort, wo er an seine Außenseiter-Rolle ständig erinnert wurde, die er aber schließlich bewahren konnte:

Ziehe ich das Fazit, die Bilanz jener Jahre auf der Schulbank, so bleibt als einziger Gewinn die lebenslange Freundschaft bestehen, die ich mit meinem Nachbarn zur Rechten in der „deutschen Insel“ geschlossen hatte. Alles andere hat sich nicht bewährt.³

Was bedeutet aber eigentlich, ein Außenseiter im Ungarn des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu sein? Im obigen Fall hat dieser Begriff mindestens zwei Deutungsmöglichkeiten: Was heißt es, Jude zu sein, und was heißt es, in der deutschen Kultur verankert zu sein?



¹ HOLITSCHER, ARTHUR: *Lebensgeschichte eines Rebellen*. Meine Erinnerungen. Berlin: Fischer, 1924, S. 40.

² Ebd., S. 39.

³ Ebd., S. 44.

Auf die ambivalente Situation der deutschsprachigen Juden in Ungarn weist eine Reihe von Autobiographien hin. Es ist überhaupt Aufsehen erregend, daß sich am Ende des 19. Jahrhundert und Anfang des 20. Jahrhunderts in Ungarn eine hochrangige deutschsprachige Literatur etablieren konnte.

Im Gegensatz zu Tschechien, die nach 1850 davon Abstand nahmen, deutsch zu schreiben, verbreiteten viele Ungarn ihre Ansichten mit Abhandlungen in deutscher Sprache. Manche dieser Ungarn haben Entscheidendes zum modernen Denken beigetragen, insbesondere was die Erforschung der Wechselbeziehung zwischen Gesellschaft und Denkern angeht.⁴

Diese Ungarn waren meistens deutschsprachige Juden oder gehörten zur deutschen Minderheit, standen aber auf jeden Fall in einem sonderbaren Verhältnis zur ungarischen Nation. Sie unterstützten von ihrer Seite das Wachstum Ungarns, sprachen aber zu Hause deutsch und „verliehen damit der ansonsten eher unter Xenophobie leidenden Stadt [Budapest] einen Hauch von Kosmopolitenum“.⁵

Bei der Untersuchung einiger Autobiographien als Fallbeispiele für das subjektive Empfinden repräsentativer Vertreter des ungarischen Judentums muß aber zunächst auf die Möglichkeiten und Grenzen der Gattung hingewiesen werden. Die Gattung Autobiographie bewegt sich zwischen dem fiktionalen Charakter der schöngeistigen Literatur und der Authentizität der erlebten und wiedererzählten Ereignisse. Oft ist der Anlaß zum Niederschreiben des eigenen Lebensweges ein rundes Jubiläum wie zum Beispiel bei Karl Goldmark, der achtzigjährig, oder Julius Hay, der mit siebzig anfang, seine Erinnerungen zu schreiben. Auf jeden Fall trennt den Autobiographen ein großer Zeitraum vom Erlebten, das heißt, daß der Autor der eigenen Lebensgeschichte eine Erinnerungsarbeit leisten muß. Er bedient sich dabei in zweifacher Hinsicht seines Gedächtnisses, wie dies von Aleida Assmann in ihrer Theorie von Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis anschaulich beschrieben wird.⁶ Demnach ordnet das Funktionsgedächtnis des Autors „Erinnerungen und Erfahrungen in eine Struktur, die als formatives Selbstbild das Leben bestimmt und dem Handeln Orientierung gibt“.⁷ Das bedeutet zugleich, daß die Elemente des Funktionsgedächtnisses die wichtigsten Bestandteile der eigenen Selbstwahrnehmung, somit der eigenen Identität sind. Zum Entstehungsprozeß von Autobiographien gehört natürlich auch die Absicht des Autobiographen, von sich selbst ein möglichst positives Bild abzugeben, was oft zu bewußten oder unbewußten Veränderungen der Tatsachen führt.⁸ Die wichtigste Rolle des Autobiographen ist ja schließlich, aus der eigenen Lebensgeschichte eine möglichst eindrucksvolle Auswahl zu treffen, wobei in der Ökonomie des Gedächtnisses manches bewußt aus der Erinnerungsarbeit verdrängt,



⁴ JOHNSTON, WILLIAM M.: *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte*. Gesellschaft und Ideen im Donaauraum 1848 bis 1938. 3. Aufl. Wien [u.a.]: Böhlau, 1992 (= Forschungen zur Geschichte des Donaauraums, 1), S. 337.

⁵ Ebd., S. 346.

⁶ ASSMANN, ALEIDA: *Erinnerungsräume*. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: Beck, 1999, S. 134.

⁷ Ebd.

⁸ Vgl.: KLANSKA, MARIA: *Aus dem Schtetl in die Welt 1772-1938*. Ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache. Wien [u.a.]: Böhlau, 1994 (= Literatur und Leben, 45), S. 23. In der Einleitung gibt Maria Klanska eine sehr anschauliche Übersicht über die wichtigsten Theorien der Autobiographien (S. 23-31).

manchmal aber Vergessenes wieder in Erinnerung gerufen wird. Diese andere Ebene des Gedächtnisses, mit Assmann gesprochen: das Speichergedächtnis, besteht jedoch aus äußerst heterogenen Elementen, die teils latent, teils schmerzhaft oder skandalös und deshalb tief vergraben sind. „Die Elemente des Speicher-Gedächtnisses gehören dem Individuum zwar zu, aber sie bilden jenen Fond, der sich, aus welchen Gründen auch immer, zu einem gegebenen Zeitpunkt der Verfügung entzieht.“⁹ So ist es zum Beispiel bei Karl Goldmark auffallend, mit welcher Diskretion, ja fast mit welchem Schamgefühl er mit seiner jüdischen Herkunft umgeht, zumal das Wort *Jude* in keinem Zusammenhang, kein einziges Mal vorkommt. Es ist auch schon deshalb merkwürdig, weil er bis heute ein großer Stolz der Budapester Juden ist: der Chor der größten Synagoge in der Dohány-Straße von Budapest trägt seinen Namen. Später soll noch darauf hingewiesen werden, daß eindeutige Hinweise auf sein Vaterhaus und die jüdischen Gewohnheiten seiner Familie jedoch auf der Metaebene des Textes – vielleicht auch unbewußt und daher verrätend – gemacht werden.

Diese „geistige Erinnerungsarbeit“ erweist sich als mühsam, anstrengend, langwierig, doch am Ende als erfolgreich.¹⁰ Selbst wenn der Erfolg aus früher erwähnten Gründen manchmal auch zweifelhaft war, ist die Leistung der deutschsprachigen Autobiographen jüdischer Herkunft für das Bild über Ungarn unbestreitbar.

Als erste Produkte dieser Art sind Moritz Gottlieb Saphirs Werke *Meine Memoiren* und *Lebende Bilder aus meiner Selbstbiographie* zu erwähnen. Im ersteren behandelt er den Zeitraum von seiner Geburt bis 1814, den er überwiegend in Ungarn verbrachte, eine Zeitspanne, in der ostjüdische und westjüdische Lebensart noch nicht so weit voneinander entfernt waren. Zu dieser Zeit war im westlichen Teil des ungarischen Sprachraumes das Westjiddische die Umgangssprache der Juden, wie das kurz davor auch noch in Deutschland allgemein der Fall war. Im Lebensweg von Saphir können jedoch die Elemente und Motive eines ost- und westjüdischen Typus bereits eindeutig unterschieden werden.¹¹ Allerdings steht Saphir offen zu seinem Judentum und behandelt seine Herkunft oft auch als komisches Element in seinen heiter-satirischen Schriften, an erster Stelle in seiner Autobiographie. Auch nachdem er 1832 zum evangelischen Christentum konvertiert hatte, pflegte er Kontakte zu seinen früheren jüdischen Journalisten-Kollegen, und auch seine jüdischen Freunde vergaßen ihn nicht, als er seinen sechzigsten Geburtstag feierlich beging.

Bereits während seiner Kindheit hat er aber ein zwiespältiges Verhältnis zum eigenen Judentum. In den *Lebenden Bildern* beklagt er, daß er weder eine richtige Kindheit noch Jugend gehabt habe, später modifiziert er diese Aussage und behauptet, daß nur der auf dem Lande Aufgewachsene Heimweh nach dem Orte seiner Kindheit haben könne. In der Tat wächst er im traditionellen orthodoxen Milieu einer jüdischen Familie auf, mit dem üblichen Patriarchat, der Chederausbildung und den Beschwerlichkeiten dieser Lebensweise.¹² Aber auch die Beziehungen zu der nichtjüdischen



⁹ ASSMANN: *Erinnerungsräume*, S. 135.

¹⁰ Ebd., S. 163.

¹¹ Vgl. dazu VARGA, PÉTER: *Varianten jüdischer Selbstwahrnehmung in Ungarn*. – In: HORCH, HANS OTTO; WARDI, CHARLOTTE (Hg.): *Jüdische Selbstwahrnehmung*. Tübingen: Niemeyer, 1997, S. 83-98, bes. S. 88f.

¹² Vgl. KLANSKA: *Aus dem Schtetl*, S. 75.

Außenwelt waren nicht ohne Konflikte. Saphir erzählt über seinen Großvater, dessen Haus von den bauerlichen Mitbewohnern des Ortes („Ferencz und Jozsi und Miska“) aus Neid und Haß gegen den „reichen Juden“ in Brand gesteckt wurde, in der Hoffnung, daß „das Schuldenbuch des Zsido“ auch verbrennen würde.¹³ Ebenso groß war die Kluft zwischen den örtlichen Unterschichten, somit auch den Juden, und dem Feudalherrn, wobei die angestammte Verachtung des Schlossverwalters hervorsteicht, der die im schönen Park des Schlosses spielenden jüdischen Kinder mit den Worten vertreibt: „Eredj te zsido! Eredj pokolba!“ [‘Mach, daß du wegstommst, Jude! Geh’ in die Hölle!’]¹⁴

Wesentlich friedlicher, wenn auch nicht als leichter, schildert seine Kindheit der 1830 im westungarischen Keszthely geborene, seinerzeit bekannte Komponist und Geigervirtuose Karl Goldmark. Unter auffallender Verheimlichung seiner Herkunft erfahren wir von seinem Vater nur so viel, daß er „Kantor und Notar der Gemeinde“ war: Weder aber, in welcher religiösen Gemeinschaft er Kantor war, noch in welcher Art von Gemeinde er Notar war. Die Kombination der beiden Berufe war nur in den jüdischen Gemeinden üblich, bzw. in der Weise, daß Goldmarks Vater als Kantor in der jüdischen Gemeinde und als Notar für die ganze Stadt tätig war. Auch in einem seiner späteren Wohnorte, Deutsch-Kreutz (Deutschkreuz, Österreich), war sein Vater „in seinen beiden Eigenschaften als Kantor und Notar, wie man es damals nannte“, angestellt und ernährte mit einem bescheidenen Jahresgehalt seine zwölf lebenden Kinder. Seine Kindheit fällt, ähnlich wie bei Saphir, in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, und ähnlich niederschmetternd sind auch die Bilder über das ungarische Landleben zu dieser Zeit: die unpässierbaren, mit Straßenkot bedeckten Dorfstraßen des Dorfes Táb oder die Schilderung des geistlichen Zustandes der Dorfbewohner von Deutschkreuz:

In diesem meinem Heimatdorfe hat das Wort Poesie weder dem Sinne, noch der Empfindung nach überhaupt existiert. Die Menschen daselbst, in ärmlichen Verhältnissen lebend, in kümmerlicher Arbeit nur den notwendigsten materiellen Lebensbedürfnissen nachgehend, auf die einzig und allein ihr Sinn und Streben gerichtet war, hatten nach seelischen Erhebungen keinerlei Bedürfnis.¹⁵

Er findet jedoch auch anerkennende Worte für die Hygiene seiner Geburtsstadt, in der damals schon Impfzwang geherrscht zu haben schien.¹⁶ Es blieben auch ihm, wie Saphir, die Zusammenstöße mit den primitiven Einheimischen und die kleinen Schikanierungen durch sie nicht erspart: eines Tages trifft ihn ein heftiger Schlag auf dem Kopf, „den ein Bub des Nachbars (Konaz, Schafhirt, *vulgo* Räuber) mit gut gezieltem, spitzem Steine ausführte“.¹⁷

Immer wieder tauchen versteckte Motive einer in der Minderheit lebenden deutsch sprechenden jüdischen Familie auf, wie zum Beispiel die Darstellung der Mutter, die eine eifrige Leserin war, das aber fast verheimlichen mußte, „denn es galt für Sünde,



¹³ Ebd., S. 209.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ GOLDMARK, KARL: *Erinnerungen aus meinem Leben*. Wien [u.a.]: Rikola, 1922, S. 15.

¹⁶ Ebd., S. 11.

¹⁷ Ebd.

ein deutsches Buch zu lesen“.¹⁸ Das war Sünde in vielfacher Hinsicht, zuerst einmal für die Frau, die ein weltliches Buch in die Hand nimmt, dann für die mehr oder weniger traditionell erzogene Jüdin, ein *deutsches* Buch in die Hand zu nehmen, aber auch in einer ungebildeten, dörflichen Umgebung überhaupt durch das Lesen von Büchern aufzufallen. Goldmark zeichnete sich bereits als kleiner Junge durch sein überdurchschnittliches Auffassungsvermögen, „die Spannkraft, den eisernen unermüdlichen Lerntrieb“ aus. Ob er eine traditionelle jüdische Schule wie Cheder besuchte, ist ungewiß, wahrscheinlich war es sein Vater, der ihn in der Tradition der jüdischen Lehre die erste Einführung gab, auf jeden Fall besuchte er keine öffentliche Schule: „In dem kleinen ungarischen Dorfe gab es für die deutsche Bevölkerung keine Schule. Den ersten Unterricht im Schreiben erhielt ich, zwölfjährig, von meinem nachmaligen Schwager Friedmann.“¹⁹ Es ist bemerkenswert, daß der achtzigjährige Goldmark im nachhinein sich selbst schon als junges Kind mit dem Deutschtum identifiziert: Auch wenn sein Deutsch die jüdisch-deutsche Sprache, das Westjiddische der Juden Westungarns war, ist das ein frühes Beispiel der deutsch-jüdischen Symbiose. Sowohl bei ihm als auch bei Saphir spielt die Begegnung mit der nichtjüdischen Welt, insbesondere mit der katholischen Kirche, eine äußerst wichtige Rolle. Goldmark erinnert sich gerührt an eine Szene am Sonntag vormittag:

Feierliche Stille umgab mich, nur Bienen und Käfer summten, hoch in den Lüften jubilierten die Lerchen süße Weisen. Da, mit einem Male erklangen sanfte Kirchenglocken aus weiter Ferne, und als diese schwiegen, erbrauste die Orgel mit Macht. Sie wurde sanft, und vier Stimmen mit ihr vereint sangen in Dreiklängen die heilige Messe. [...] Ich hatte so etwas nie gehört, denn die Kirche, von der wir entfernt wohnten, durften wir nie betreten. [...] In diesem Augenblick hatte sich mein Geschick, meine Zukunft entschieden, war mein Lebensberuf bestimmt – ich war Musiker und – sonderbar genug – durch die katholische Kirche.²⁰

Seine Karriere als Musiker ließ jedenfalls auf sich warten, erst 1844 kam er mit Hilfe seines in Wien lebenden Bruders in die österreichische Hauptstadt, wo er erst einmal richtig die deutsche Hochsprache erlernen mußte:

[...] ich trat in einen Kreis hochgebildeter junger Männer, Doktoren der Medizin, die bei meinem Bruder verkehrten. Ich lernte reines Deutsch sprechen. Das erste Buch, das mir mein Bruder in die Hand gab, war „Knigges Umgang mit Menschen“. Es schien wohl sehr nötig. Das zweite war „Götz von Berlichingen“, und als drittes las ich die „Türkenbelagerung von Wien“.²¹

Es ist auffallend, daß im Kanon der Pflichtlektüre für den jungen jüdischen Burschen an erster Stelle das Handbuch für ein gutbürgerliches Benehmen, gleich dann aber an zweiter Stelle das erfolgreichste Sturm-und-Drang-Drama von Goethe stand. In Wien wurde er übrigens in der jüdischen Tradition gepflegt, d.h. „für Mittagmahl hatte [er] bei sieben verschiedenen wohlthätigen Familien einen Freitisch in der Woche“²² (auf jiddisch: „essen tog“).



¹⁸ Ebd., S. 15.

¹⁹ Ebd., S. 13.

²⁰ Ebd., S. 15f.

²¹ Ebd., S. 20.

²² Ebd., S. 18.

Auch Saphir, der eine traditionelle jüdische Schule, den Cheder, besuchte und dort als hochbegabtes Kind galt, berichtet über ähnliche Erfahrungen in seiner Begegnung mit der nichtjüdischen Welt. Wegen seiner Begabung wurde er in die höhere Talmudschule nach Prag geschickt, wo er im westlicheren jüdischen Milieu lebte. Dort begegnete er einem katholischen Geistlichen, der auf die Fähigkeiten des Jungen aufmerksam wurde und ihm lateinische und deutsche Lehrbücher in die Hand drückte. Diese Begegnung sollte auch seine weitere Entwicklung bestimmen: Durch das Erlernen von europäischen Sprachen erschloß sich ihm die Weltliteratur, dies entfremdete ihn aber zugleich dem Talmud und dem orthodoxen Judentum.²³ Es eröffnete sich ihm später eine Karriere als Journalist bei deutschen Zeitschriften: zuerst in Budapest und Wien, dann in Berlin.

Der Werdegang als Journalist scheint auch später eine wichtige Berufsalternative für deutschsprachige jüdische Intellektuelle zu sein. In seiner *Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte* weist Pukánszky darauf hin, daß die Rolle der im Magyarentum aufgegangenen katholischen und protestantischen Geistlichkeit als tragende Schicht des ungarndeutschen Schrifttums ab der Mitte des 19. Jahrhunderts einerseits von dem für die deutsche Kultur und Literatur begeisterten ungarischen Edelmann und Magnaten, andererseits vom vielseitigen, gewandten, aber auch etwas seichten Journalisten – vorwiegend jüdischer Abstammung – übernommen wurde.²⁴ Nicht nur in Österreich-Ungarn, sondern grundsätzlich in allen Gebieten östlich von Berlin wurde die deutsche Kultur „zum normativen Ausdruck für Europäertum und Aufklärung“²⁵ erklärt. Seit Moses Mendelssohn bedeuteten die Beherrschung der deutschen Sprache, die Kenntnisse über deutsche Literatur, Philosophie und Naturwissenschaften eine unerlässliche Bedingung zum Eintritt in die europäische Gesellschaft. Kaum eine Generation nach Saphir und Goldmark legen auch Arthur Holitscher und Arthur Koestler über ihre tiefe Verbundenheit mit der deutschen Kultur Zeugnis ab. Holitscher, der seine Kindheit auf einem Landgut in der Ungarischen Tiefebene verbrachte, beschreibt, daß das Leben seiner Familie bereits dort einen Inselcharakter hatte:

Es wurde in der ganzen Familie fast ausschließlich Deutsch gesprochen, und zwar nicht das üble, verdorbene Deutsch, das man sonst in Pest zu hören bekam. Die ältere Generation erlernte die Landessprache bis ins hohe Alter hinein nicht, während die jüngere sich im Laufe der politischen Begebenheiten auch sprachlich rasch assimilierte.²⁶

Das Beherrschen der (hoch)deutschen Sprache, was in der Generation zuvor mit großer Mühe erarbeitet werden mußte, wurde dieser Generation als elementarer Bestandteil der bürgerlichen Erziehung von vornherein mitgegeben. Arthur Koestler, dessen Mutter aus einer Prager deutschen Familie stammte und über Wien nach Budapest gelangte, berichtet ebenfalls über eine ähnliche deutsche „Insel“:

Obwohl sie [die Mutter] beinahe ein halbes Jahrhundert in Budapest wohnte, hat sie nie aufgehört, die Magyaren als Barbaren zu betrachten; auch hat sie sich nie bemüht, wirklich



²³ Vgl. KLANSKA: *Aus dem Shtetl*, S. 75f.

²⁴ Vgl. SZÁSZ, FERENC: *Deutschsprachige Literatur 1850-1945*. – In: HAMBUCH, WENDELIN (Hg.): *Deutsche in Budapest*. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 395-407, hier S. 395.

²⁵ WISTRICH: *Die Juden Wiens*, S. 113.

²⁶ HOLITSCHER: *Lebensgeschichte*, S. 26.

ungarisch zu lernen. In bezug auf meine eigene Zukunft hat sich das als ein Segen erwiesen, denn ich wuchs zweisprachig auf – in der Schule sprach ich ungarisch, zu Hause deutsch.²⁷

Auch wenn Holitscher, Koestler und viele andere wie z.B. Theodor Herzl, Max Nordau, Theodor Hertzka Ungarn verlassen haben, ist der Einfluß der ungarischen Literatur und Kultur bei ihnen nicht zu übersehen. Der junge Herzl schrieb zum Beispiel Hausarbeiten und Aufsätze über János Arany und die zeitgenössische ungarische Literatur in einem fehlerlosen Ungarisch. Auch Holitscher war für die ungarische Lyrik begeistert: „Meine Lieblingsdichter waren der zeitgenössische Ungar Ady, Rilke, Goethe, Heine und Byron, in der erwähnten Reihenfolge.“²⁸ Es versteht sich von selbst, daß auch er als Zwölfjähriger Ungarisch, Deutsch, Französisch und Englisch „leidlich fließend“ sprach.

Die Verbundenheit mit der deutschsprachigen Kultur Europas, die Zuneigung zur ungarischen Literatur, die zugestandene oder zumindest nicht verleugnete jüdische Herkunft schmolzen zu einem sonderbaren und einmaligen Identitätskonstrukt des ungarischen Judentums um die Jahrhundertwende. Viele von ihnen, die Ungarn verlassen hatten, machten dann als Politiker (Herzl, Nordau, Hertzka) eine Karriere, ihre Tätigkeit war aber unübersehbar von ihrer ungarischen Vergangenheit gekennzeichnet.

Die hier behandelten Autobiographien berichten daher nicht nur über die in Ungarn erlebte Erfahrung einer jüdisch-ungarisch-deutschen Symbiose oder aber die eines „Insel“-Zustands, sondern auch über ihre Sonderstellung in den neuen Wahlheimaten als Juden *ungarischer* Herkunft. Die Erforschung des ungarischen Erbes in den Lebenswerken dieser jüdischen Intellektuellen, zerstreut nicht nur im deutschen Sprachraum, sondern in der ganzen Welt, wäre als Fortsetzung dieser einführenden Studie eine interessante Aufgabe von hohem Gewinn.²⁹



²⁷ KOESTLER, ARTHUR: *Als Zeuge der Zeit*. Das Abenteuer meines Lebens. Frankfurt a.M.: Fischer, 1986, S. 19.

²⁸ Ebd., S. 34.

²⁹ Der Beitrag entstand während eines Forschungsaufenthaltes des Autors in Saarbrücken im Rahmen des Humboldt-Stipendienprogramms.

Moritz Csáky (Graz)

Ethnisch-kulturelle Heterogenität und Moderne

Wien und Zentraleuropa um 1900¹

Wenn man sich mit dem kulturellen und künstlerischen Schaffen der Jahrzehnte um 1900 beschäftigt, sollte man zunächst bestimmte Voraussetzungen klären. Dazu zählen zumindest folgende Überlegungen: Erstens handelt es sich hier weitgehend um eine urbane Kultur, das heißt um kulturelle Phänomene, die in urbanen Milieus entstanden sind und sich diesen verdanken. Ich halte es daher für äußerst fragwürdig, die Kultur der sogenannten Moderne von einem national-staatlichen Raster aus zu thematisieren und von einer „österreichischen“, „ungarischen“, „französischen“ oder „kroatischen“ Moderne zu sprechen. Zweitens finden wir in der Moderne keine einheitliche Stilrichtung, kein einheitliches kulturelles Konzept, sie besteht vielmehr aus einem Netzwerk von vielfältigen Phänomenen, von zum Teil widersprüchlichen Tendenzen. Ihre vereinheitlichende Benennung als „die Moderne“ geschah erst im nachhinein, sie ist daher weitgehend ein kulturhistorisches Konstrukt, obwohl manche ihrer Repräsentanten die Moderne auf ihre Fahne schrieben und sich als „modern“ empfanden. Robert Musil hat das sehr früh erkannt und davor gewarnt, in der erinnernden Aneignung der Kulturproduktion der Jahre um 1900 nicht den Fehler zu begehen, unter Moderne ausschließlich eine ganz bestimmte Richtung zu verstehen, die von einem umfassenden „Generationsstil“ bestimmt worden wäre:

Wir haben die Sache ja mehrmals mitgemacht. Jedesmal war eine neue Generation da, behauptete eine neue Seele zu haben und erklärte, für diese neue Seele nun auch den gehörigen Stil finden zu wollen. Sie hatte aber keine neue Seele, sondern nur so etwas wie ein ewiges Weichtier in sich, dem keine Schale paßt, auch die zuletzt ausgebildete nicht. Um 1900 konnte man noch glauben, daß Naturalismus, Impressionismus, Dekadence, und heroischer Immoralismus alleines seien, verschiedene Auswirkungen einer neuen Generation; um 1910 wußte man bereits [...], daß die ganze Gemeinsamkeit nur darin bestand, daß viele Leute um das gleiche - Loch, um das gleiche Nichts herumgestanden waren; und heute sind von der ganzen Generationsseele nichts als ein paar Einzelseelen übrig geblieben, welche die alphabetische Ordnung im Kürschner ganz gut vertragen oder mit Erfolg die Unterschiede zwischen Künstlerhaus und Secession verwischen.²



¹ Die folgenden Ausführungen beruhen auf Vorträgen, die ich u.a. auf Tagungen in Tulln (1998) und Budapest (1999) gehalten habe.

² MUSIL, ROBERT: *Stilgeneration oder Generationsstil* [14. Mai 1921]. – In: MUSIL, ROBERT: *Gesammelte Werke I: Prosa und Stücke*. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rohwolt, 1983, S. 661-663, S. 664-667, hier S. 662. Ähnlich argumentiert Musil in *Der Mann ohne Eigenschaften*, ebd., S. 54-56 (Kapitel 15: *Geistiger Umsturz*).

Drittens sollte die Moderne, auch in ihren spezifischen urbanen Ausformungen, sowohl aus einem gesamteuropäischen Kontext erhoben als auch aus ihren spezifischen regionalen Bezügen erklärt werden, die zu unterschiedlichen kulturellen Konfigurationen beigetragen haben. Die „Zirkulation sozialer bzw. kultureller Energie“ (Stephen Greenblatt) war gesamteuropäisch, und die Kulturschaffenden und Kulturträger in den urbanen Milieus setzten sich überwiegend aus Repräsentanten zusammen, die aus dem näheren oder weiteren regionalen Umfeld dieser Städte kamen. Viertens darf der Blick auf die Moderne etwas nicht ausblenden: ihr wissenssoziologisches Umfeld, ihren „Sitz im Leben“ in einem spezifischen sozialökonomischen Kontext. Die Moderne erklärt sich als ein komplexes System von sozialen, ökonomischen, mentalen und ästhetischen Interaktionen, und ihre Rekonstruktion kann sich weder damit begnügen, inhaltlich nur einen dieser Gesichtspunkte, etwa den künstlerisch-ästhetischen, hervorzuheben noch methodisch bloß „historisch“ gesicherte Fakten zu untersuchen und dabei jene eigentlich relevanten Bezüge nur am Rande zu beachten, die diese Fakten erst bedingen. Wenn man sich bei dieser Sicht der Moderne nicht auf die künstlerische Produktion im engeren Sinne beschränkt und sie, etwa in Wien oder in Budapest, nicht einfach mit Sezession, Jugendstil oder Wiener Werkstätte gleichsetzt, dann folgt daraus, daß man viel eher auf ihre zeitübergreifenden Entstehungs-, Erfahrungs- und Wirkungszusammenhänge Bedacht zu nehmen hat als auf deren Reduzierung in eine zeitlich klar umschreibbare Begrenzung innerhalb einer bestimmten historischen Epoche.

Das Bewußtsein von Differenziertheit, von Fragmentiertheit, von individueller und kollektiver Verunsicherung, von Krisen der Identitäten ist eine Erfahrung, die von Repräsentanten der Moderne reflektiert wird und in ihren Werken zum Ausdruck kommt, von Charles Baudelaire angefangen über Paul Bourget, Gustav Mahler, Egon Schiele, Georg Lukács bis Robert Musil. Um diesen Symptomen auf den Grund zu gehen, scheint es angebracht, zunächst auf gesamteuropäische Entwicklungen hinzuweisen, um dann in einem zweiten Schritt danach zu fragen, ob in Wien bzw. Zentral-europa noch zusätzlich Kriterien namhaft gemacht werden können, die diese von der Moderne in anderen europäischen Zentren unterscheidet.

Im ökonomischen Bereich bewirkte die Industrialisierung (Industrielle Revolution) einerseits neue, einheitliche oder analoge Wirtschaftsstrukturen, die durch die Vereinheitlichung der dafür notwendigen finanziellen Ressourcen (Bankwesen) oder infolge technischer Innovationen (Eisenbahn, Telegraf-, Telefon- und Postwesen) auch neue Formen von sozialer Mobilität und globaler Annäherung und Übereinstimmung erst möglich machten. David Good versuchte nachzuweisen, daß angesichts solcher Faktoren sich auch die Monarchie im Verlaufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zu einem einheitlichen Wirtschaftsraum entwickeln konnte. Dem gegenüber hatte freilich die Industrialisierung nicht nur eine Teilung der Arbeit in verschiedene, einander zugeordnete Arbeitsprozesse zur Folge, sondern auch die geteilte Zuordnung dieser unterschiedlichen Arbeitsgänge an einzelne Individuen (Arbeiter). Das heißt: Der gesamte Produktionsprozeß einer Arbeitsstätte war als ganzer dem Einzelnen kaum mehr einsichtig, da er ja jeweils nur einen bestimmten Teil der „Gesamtarbeit“ (Produktion) auszuführen hatte. Die Folge davon war nicht nur eine „Entfremdung“ zwischen den Produzenten und dem Produkt, sondern auch eine zunehmende Differenzierung der arbeitenden Individuen. Die rasche Vervielfältigung von industriellen

Produktionsweisen hatte eine differenzierte Zuordnung ganzer gesellschaftlicher Schichten zu den jeweiligen differenten Arbeitsprozessen zur Folge.

Die Zuordnung zu neuen und differenten Arbeitsprozessen und die daraus entstandenen neuen Gruppeninteressen und Lebensbedingungen fanden auch in einem neuen Bewußtsein (Identität) ihren Ausdruck, das ebenso wie die Gesellschaft selbst keineswegs homogen war. Vielmehr hatte die Differenzierung der neuen Produktionsweisen sowohl eine Segmentierung der Gesellschaft als auch die Fragmentiertheit des sozialen und individuellen Bewußtseins zur Folge. Von dieser Entwicklung waren allmählich alle soziale Schichten betroffen, und die unmittelbaren Folgen des ökonomischen Modernisierungsprozesses wurden auch für den gewöhnlichen Konsumenten wahrnehmbar, der sich mit einer immer größeren Fülle von Produktionsangeboten (Waren) konfrontiert sah. Diese für Gesamteuropa typische Entwicklung wurde vor allem in den Städten deutlich sichtbar und veränderte das alltägliche Leben und das Bewußtsein ihrer Bewohner, die nicht nur mit einer wachsenden wirtschaftlichen Innovation, sondern auch mit einer Akzeleration der Produktionsweisen und des Warenangebots konfrontiert waren.

Auf der Ebene des Ästhetischen hatte diese Bewußtseinsveränderung den „Zerfall“ alter Ordnungsmuster und eine Pluralisierung der Ausdrucksmöglichkeiten zur Folge. Friedrich Nietzsches Charakterisierung der Moderne als „Décadence“, die ein fast wörtliches Zitat aus Paul Bourgets *Essai de psychologie contemporaine* ist, wird immer wieder zur Kennzeichnung dieser pluralistischen Situation und ihrer unmittelbaren Folgen im ästhetisch-literarischen Bereich bemüht:

Womit kennzeichnet sich jede litterarische *décadence*? Damit, dass das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverain und springt aus dem Satz hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen – das Ganze ist kein Ganzes mehr. Aber das ist das Gleichniss für jeden Stil der *décadence*: jedes Mal Anarchie der Atome, Disgregation des Willens, 'Freiheit des Individuums', moralisch geredet, – zu einer politischen Theorie erweitert 'gleiche Rechte für Alle'. Das Leben, die gleiche Lebendigkeit, die Vibration und Exuberanz des Lebens in die kleinsten Gebilde zurückgedrängt, der Rest arm an Leben. Überall Lähmung, Mühsal, Erstarrung oder Feindschaft und Chaos: beides immer mehr in die Augen springend, in je höhere Formen der Organisation man aufsteigt. Das Ganze lebt überhaupt nicht mehr: es ist zusammengesetzt, gerechnet, künstlich, ein Artefakt.³

Die Reflexion eines allgemein empfundenen, brüchigen Bewußtseinszustandes findet sich auch bei Repräsentanten der Wiener, der Prager oder der Budapester Moderne. So notierte der junge Philosoph Georg Lukács im Jahre 1910:

Mit dem Verlust der Stabilität der Dinge ging auch die Stabilität des Ichs verloren; mit dem Verlust der Fakten gingen auch die Werte verloren. Es blieb nichts außer Stimmungen. In einem einzelnen Menschen und zwischen den Menschen gab es nur Stimmungen von gleichem Rang und gleicher Bedeutung [...] Jede Eindeutigkeit war aufgehoben, denn es war alles nur subjektiv; die Behauptungen hörten auf, etwas zu bedeuten [...] In dieser Welt



³ NIETZSCHE, FRIEDRICH: *Der Fall Wagner* [1888]. – In: COLLI, GIORGIO; MONTINARI, MAZZINO (Hg.): *Friedrich Nietzsche Kritische Studienausgabe*. Bd. 6. München: dtv, 1980, S. 27; vgl. dazu das Bourget-Zitat ebd., Bd. 25, S. 405.

vertrug sich alles mit allem, und es gab nichts, das irgend etwas hätte ausschließen können. [...] Aber je subjektiver und augenblickbezogener etwas ist, um so problematischer ist seine Mitteilbarkeit. In Wirklichkeit kann nur etwas Gemeinsames mitgeteilt werden, aber diese Kunst wollte um jeden Preis einen Augenblick der Individualität des Künstlers, das Unmittelbare mitteilen. Alles Eindrucksvolle wurde dadurch zufällig [...] So ist alles zur Kunst der Oberflächen geworden; der Oberflächen, hinter denen nichts ist.⁴

Der sozial-ökonomische Wandel, der zu einer raschen Vergrößerung der urbanen Milieus führte, machte auch vor der Habsburgermonarchie nicht halt.⁵ Die Einwohnerzahl von Wien verdoppelte sich durch Zuwanderungen und durch Eingemeindungen zwischen 1869 und 1900 und erreichte 1910 mehr als 2 Millionen. Die Städter bildeten keineswegs eine homogene soziale Schicht, sie waren überaus heterogen. Manche stammten aus völlig verschiedenen traditionellen sozialen Gruppen. Dies trug zur Unterschiedlichkeit, zur Heterogenität ihres sozialen und kulturellen Bewußtseins bei. Die Stilpluralität des Historismus könnte als ein Indiz dieser Bewußtseinsvielfalt gedeutet werden: Die Tendenz, in der Kunst, in der Architektur diachron auf verschiedene historische Stilelemente zurückzugreifen, kann als Versuch gedeutet werden, durch die Aneignung beziehungsweise durch die Identifizierung mit Bewußtseinsinhalten einer vergangenen Zeit eine neue, dem neuen sozio-ökonomischen Kontext entsprechende Identität in der Gegenwart zu gewinnen.⁶ Dieses „Suchen und Tasten nach dem Richtigen [...] im Nachäffen statt im natürlichen Fortbilden“ hat dann 1895 Otto Wagner in seiner Historismuskritik heftig angegriffen:

Grosse sociale Umwälzungen haben immer neue Stile geboren. Stets war also die Kunst und ihr sogenannter Stil der ganz apodiktische Ausdruck des Schönheitsideals einer bestimmten Zeitperiode [...] Es ist wohl als erwiesen anzusehen, dass Kunst und Künstler stets ihre Epoche repräsentierten. Dass unsere so stark bewegte zweite Hälfte des Jahrhunderts auch den Ausdruck, die Form für eine ihr ureigene Kunstanschauung suchte, ist selbstverständlich. Aber die Ereignisse liefen schneller als jede Kunstentfaltung. Was war daher natürlicher, als dass die Kunst in der Uebereilung, das Versäumte nachzuholen, das Heil allerorten suchte und zu finden glaubte [...] Das Durchpeitschen aller Stilrichtungen in den vergangenen Jahrzehnten war das Resultat der erwähnten Strömung [...] Statt die uns gewordenen Ueberlieferungen weiterzubilden, hat es den Künstlern gefallen, mit Lupe und Lanzette Tode zu seciren, statt den Lebenden an den Puls zu greifen und ihre Schmerzen zu lindern [...] Die Wahrnehmung, dass manche architektonische Aufgabe, z.B. der Kirchenbau, heute die gleiche zu sein scheint wie vor Jahrhunderten, während andere Aufgaben neuesten Datums sind, hat grosse Irrthümer gezeitigt. So kommt es, dass Laien und leider auch viele



⁴ LUKÁCS, GYÖRGY: *Die Wege gingen auseinander*. Die 'Acht' und die neue ungarische bildende Kunst. – In: *Nyugat* 1910. Zitiert nach: UGRIN, ARANKA; VARGHA, KÁLMÁN (Hg.): „*Nyugat*“ und sein Kreis 1908-1941. Leipzig: Reclam, 1989, S. 66.

⁵ Vgl. u. a. GOOD, DAVID F.: *Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches 1750-1914*. Wien [u.a.], 1986; MATIS, HERBERT: *Österreichs Wirtschaft 1848-1913*. Konjunkturelle Dynamik und gesellschaftlicher Wandel im Zeitalter Franz Josephs I. Berlin, 1972; HANÁK, PÉTER: *Vázlatok a századelő magyar társadalmáról*. – In: DERS.: *Magyarország a monarchiában*. Tanulmányok. Budapest, 1975, S. 341-404; CSÁKY, MORITZ: *Die Gesellschaft*. – In: *Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs*. Tl. 2: *1880-1916: Glanz und Elend*. NÖ Landesausstellung Schloß Grafenegg 1987, S. 39-51; MOSSER, ALOIS: *Die Wirtschaft im Habsburgerreich*. – In: ebd., S. 60-72.

⁶ Vgl. PEVSNER, NIKOLAUS: *Möglichkeiten und Aspekte des Historismus*. – In: PEVSNER, N. [u.a.]: *Historismus und bildende Kunst*. München, 1965, S. 13-24.

Architekten der Anschauung sind, dass ein Parlament wohl griechisch, ein Telegraphenam oder eine Telephoncentrale aber nicht gothisch gebaut werden können, während sie eine Kirche direct in letzterem Stile verlangen. Sie vergessen Alle hiebei nur Eines, nämlich dass die Menschen, welche diese Gebäude frequentiren, alle gleich modern sind, und es weder Sitte ist, mit nackten Beinen im antiken Triumphwagen am Parlament vorzufahren, noch mit geschlittem Wamse sich der Kirche oder einem Rathhause zu nähern.⁷

Die Stilpluralität des Historismus entsprach also zum einen der allgemeinen Differenziertheit des Bewußtseins, die mit dem Modernisierungsprozeß einherging, zum anderen hatte sie wohl auch etwas mit der Identitätssuche jener neuen sozialen Schicht, nämlich des neuen Bürgertums zu tun, das sich erst dank dieser neuen sozio-ökonomischen Situation herausbilden konnte. Die Stilpluralität der nachfolgenden Generation, die bereits die Wiener Moderne repräsentierte, konnte also formal an jenen wissenssoziologischen Kontext der „Vätergeneration“ anschließen, gegen den die „rebellierende Jugend“ der Zeit um 1900 freilich mit einem neuen inhaltlichen Programm zu Felde zog. Auf diesen Zusammenhang, auf diese Antinomie von Liberalismus (Bürgertum) und Moderne (Jugend) hat bereits vor längerer Zeit Carl E. Schorske in überzeugender Weise aufmerksam gemacht.⁸

Die modernisierungsbedingte Differenziertheit der Lebenswelt wurde auch in Wien um 1900 wahrgenommen, bestimmte zunehmend das Bewußtsein und hatte individuelle und kollektive Krisen und Konflikte zur Folge. Diese „crises de l'identité“ (Jacques Le Rider)⁹ mochten für den einen eine schmerzliche, für den anderen eine kreative, insgesamt freilich eine zwar dynamische, aber widersprüchliche Erfahrung gewesen sein. Es war dies freilich die Grundlage jenes „modernen“ Lebensgefühls, das eine antinormative, offene Weltansicht begünstigte, zugleich aber immer wieder als existenzbedrohend, als eine „Negation“ des „positiven“ Lebens empfunden wurde, wie Gustav Mahler in einem Brief aus dem Jahre 1904 festhielt:

Wenn wir längere Zeit allein sind, so gelangen wir zu einer Einheit mit uns und der Natur, die allerdings eine bequemere Umgebung ist als die gewohnten Menschen. Dann werden wir positiv (statt wie sonst in der Negation stecken zu bleiben) und schließlich produktiv [...] Wie kleinlich kommt uns da unser gewöhnliches Leben vor, das ganz in Negation und „Kritik“ stecken bleibt [...] Jetzt wirst Du mich begreifen, der ich mir die positive, productive Stimmung, in das verwirrende Alltagsleben hinüberzuretten trachte und daher Manches oft aus der Vogelperspektive sehe.¹⁰

Noch deutlicher artikulierten diese Erfahrung jene, die die moderne Fragmentiertheit strikt ablehnten. Der Wiener „Antimodernist“ Richard von Kralik argumentierte ganz ähnlich wie Nietzsche:



⁷ WAGNER, OTTO: *Moderne Architektur* [1895]. – In: GRAF, ANTONIA (Hg.): *Otto Wagner*. Bd. 1: *Das Werk des Architekten 1860-1902*. Wien [u.a.], 1985, S. 270 und 271.

⁸ SCHORSKE, CARL E.: *Fin-de-siècle Vienna*. Politics and Culture. New York, 1980 (Dt.: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle*. Frankfurt a.M., 1982).

⁹ LE RIDER, JACQUES: *Modernité viennoise et crises de l'identité*. Paris, 1994, 2. Aufl. (Dt.: *Das Ende der Illusion*. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität. Wien, 1990).

¹⁰ Gustav Mahler an Alma, 6. Juni 1904. – In: MAHLER, ALMA: *Erinnerungen an Gustav Mahler*. Briefe an Alma Mahler. Hg. v. Donald Mitchell. Frankfurt a.M. [u.a.], 1978, S. 274-275.

Es gibt eine „Moderne“ mit eigener Philosophie, Ästhetik, Ethik und Weltanschauung, und den Inbegriff ihrer Prinzipien nennt man Modernismus. Ihr genialster Prophet ist Nietzsche, ihre bekanntesten Vorläufer sind die Sophisten. Ihre Grundgesetze lauten: Alles ist relativ. Es gibt keine ewigen Wahrheiten, kein unbedingt Wahres, Gutes, Schönes. Alles entwickelt sich, alles verändert, verkehrt sich. Es gibt keine Autorität, keine Pflicht. Die Triebe haben recht. Die Treue muß der schamlosen Aufrichtigkeit des Trieblebens weichen - usw. Das lehrt Nietzsche, das lehrt Ibsen, das lehrt Dehmel, das lehren, ja das „lehren“ alle „modernen“ Dichter und Erzähler [...] Und diese moderne „Lebenskunst und praktische Lebensweisheit“ hat nach ästhetischer Notwendigkeit den „modernen“ Stil, die moderne Technik emanieren müssen.¹¹

Der moderne Stil, den Kralik der Kunstproduktion seiner Zeit vorwarf, verdankte sich aber zunehmend der Tatsache, daß Kunst als Ware gehandelt wurde, verkauft werden wollte. Diese Wahrnehmung hatte Hermann Bahr schon zu Beginn der neunziger Jahre in den *Akrobaten* angedeutet,¹² sie wurde ihm in der Folge immer deutlicher:

Viele Leute schreiben nicht, um sich klar zu werden und indem sie langes Denken, tiefes Fühlen in die rechten Sätze bringen, den anderen zu helfen. Sondern sie müssen schreiben, um den Zins zu zahlen. Das Schreiben ist eine Waare geworden und ein Wesen der Waare ist es, daß sie gefallen muß. Sie schreiben nicht aus der Begeisterung von sich, sondern in der Furcht des Lesers.¹³

Erklärt sich also die Moderne in den Städten Zentraleuropas aus diesen gesamteuropäischen Entwicklungszusammenhängen, die der Prozeß der gesamteuropäischen Modernisierung hervorgerufen und beschleunigt hatte, beruhte die von ihren Repräsentanten wahrgenommene Differenzierung hier noch auf zusätzlichen regionalen Voraussetzungen. Die zentraleuropäische Region als Ganzes, aber auch ihre Teile und Subregionen, waren seit Jahrhunderten von einer dichten ethnischen, kulturellen und sprachlichen Differenziertheit bestimmt, die zwar bereits seit der Zunahme der Bevölkerung im Verlaufe der Neuzeit wahrgenommen und thematisiert wurde, deren Tragweite man aber erst jetzt durch den aufgrund der Modernisierung beschleunigten Prozeß der Urbanisierung zu erkennen begann. Folgt man der Hypothese Stephen Toulmins, daß die europäische Moderne insgesamt von einer Antinomie von pluralistischen Tendenzen und holistischen Konzepten, welche die ersteren überwinden sollten, bestimmt sei,¹⁴ dann dürfte in bezug auf die Habsburgermonarchie die Beobachtung von besonderem Interesse sein, daß sich hier nicht nur eine Heterogenität von Ethnien und Kulturen, sondern auch die Pluralität einzelner Königreiche und Länder behaupten konnte und daß vereinheitlichende, holistische Gegenmaßnahmen etwa in Form der josephinischen Zentralisierungsbestrebungen zu Ende des 18. Jahrhunderts hier die autochthonen, pluralistischen („nationalen“) Traditionen erst wachriefen, die sich dann zunehmend einer der „modernen“ nationalen Ideologie entlehnten Argumentation zu bedienen begannen und so den nationalen Dissens des 19. Jahrhunderts vorbereiten halfen.



¹¹ KRALIK, RICHARD VON: *Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart*. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Regensburg, 1909, S. 36-37.

¹² BAHR, HERMANN: *Akrobaten*. – In: DERS.: *Die Überwindung des Naturalismus*. Dresden; Leipzig, 1891, S. 17-22.

¹³ DERS.: *Tagebücher-Skizzenbücher-Notizhefte*. Bd. 2: 1890-1900. Hg. v. M. Csáky [u.a.]. Wien [u.a.], 1996, S. 175.

¹⁴ TOULMIN, STEPHEN: *Cosmopolis*. The Hidden Agenda of Modernity. New York, 1990.

Neben einer zunehmenden inneren Pluralisierung, einer vertikalen Differenziertheit der Gesellschaft als Folge des Modernisierungsprozesses war die ethnisch-kulturelle Heterogenität der Region, d.h. eine traditionelle horizontale Differenziertheit jener wichtige Faktor, der den Bewohnern der Monarchie Vielfalt, Pluralität ihrer konkreten Lebenswelt deutlich werden ließ. Ein Blick auf die Statistik der hier vorhandenen Nationalitäten mag dies verdeutlichen. Demnach beherbergte die Monarchie zwischen 1890 und 1910 9,9 bis 11,9 Millionen „Deutsche“, 6,5 bis 10 Millionen Magyaren, 5,2 bis 6,5 Millionen Tschechen, 2,9 bis 3,5 Millionen Serben und Kroaten, 3,3 bis 4,7 Millionen Polen und 0,7 bis 0,8 Millionen Italiener. Selbst die Erbländer wie die Steiermark, Kärnten oder Tirol waren keineswegs ethnisch oder „national“ homogene Siedlungsgebiete. So waren 47% der Einwohner des damaligen Tirol, das „Welschtirol“ mitumfaßte, Italiener.¹⁵ Das rasche Anwachsen der urbanen Zentren, vor allem der Haupt- und Residenzstadt Wien, wurde nicht zuletzt durch die wirtschaftliche Entwicklung (Industrialisierung) verursacht. Die Zuwanderung nach Wien und die daraus resultierende Bevölkerungszunahme (1830: 401.200, 1869: 900.998, 1900: 1.769.137 und 1910: 2.089.630 Einwohner) war, sieht man von den Eingemeindungen seiner Vororte ab, vor allem auf wirtschaftliche Faktoren zurückzuführen. Ein weiteres Motiv, nach Wien zu ziehen, waren auch die besseren Bildungschancen der Großstadt, das heißt das Vorhandensein von höheren Bildungsstätten. Für das Zustandekommen eines kreativen Milieus der Zeit um 1900 dürfte gerade dieser Aspekt von einer gewissen Bedeutung gewesen sein. Insgesamt wuchs freilich mit dieser Zunahme der Bevölkerung proportional auch der „Fremdenanteil“ der Stadt, stammten doch jene, die dahin zogen, vornehmlich aus Ländern der ethnisch und kulturell heterogenen Monarchie. Die Multiethnizität und die Multikulturalität der Monarchie wurde also gerade in ihren urbanen Zentren wie Wien besonders deutlich sichtbar. So waren im Jahre 1900 von den Einwohnern Wiens 518.333 in Böhmen und Mähren, 254.204 in den Erbländern (den heutigen Bundesländern), 140.280 in Ungarn und 45.717 in Galizien und in der Bukowina geboren beziehungsweise ursprünglich dort heimatberechtigt.¹⁶ Analog dazu vermehrte sich auch der jüdische Anteil der Bevölkerung Wiens (1857: 15.116, 1890: 118.495, 1910: 175.319). Im Prozeß der jüdischen Assimilationsbestrebungen waren die besseren Bildungschancen der Hauptstadt ein besonderer Anreiz dorthin zu ziehen. Aufgrund dieser komplexen ethnisch-kulturellen Herkunft der Bevölkerung Wiens – im Jahre 1900 waren nur 38% „geborene“ Wiener – ist es nicht verwunderlich, daß auch zahlreiche Repräsentanten der Wiener Moderne nicht „originale“ Wiener waren.

Die alltägliche, unbewußte Begegnung mit dieser regionalen Heterogenität in der dichten Atmosphäre eines urbanen Milieus oder die direkte, bewußte Reflexion dieser heterogenen Situation unterstützte einerseits kulturelle Zirkulationsprozesse, kulturelle Rezeptionen, Akkulturations- und Assimilationsprozesse, sie begünstigte aber andererseits auch die in einer multiethnischen und multikulturellen Situation stets



¹⁵ CSÁKY: *Die Gesellschaft*, a.a.O., S. 39.

¹⁶ JOHN, MICHAEL; LICHTBLAU, ALBERT: *Schmelztiegel Wien – Einst und jetzt*. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Aufsätze, Quellen und Kommentare. Wien; Köln, 1990, S. 16, 18ff. und 46ff.

latentem Konfliktpotentialen, das heißt Tendenzen der Selbstbehauptung, der Absonderungen, der Ausgrenzung des Fremden, der Xenophobien und Antisemitismen als in Wien und Zentraleuropa typische Synonyme für xenophobe Attitüden. Solche Konflikte betrafen freilich nicht nur die städtische Gesellschaft als Ganzes oder ganz bestimmte soziale Schichten, sie waren symptomatisch vor allem für jene Personen und Gruppen, die nach Wien eingewandert waren und sich in einer neuen, fremden, zuweilen skeptischen bis feindlichen Umgebung zurechtzufinden hatten. So kann die ethnisch-kulturelle Pluralität der Region, die im urbanen Milieu besonders deutlich wurde, als eine nicht unerhebliche zusätzliche Ursache für die Potenzierung jener für Wien charakteristischen, oben schon zitierten „crises de l'identité“ angesehen werden. Eine historische Rekonstruktion von Wien um 1900 sollte sich dieser komplexen, dieser hybriden kulturellen Situation bewußt sein.

Auf der Ebene des Sozio-Kulturellen hatten im Bereich Zentraleuropas, das heißt der Habsburgermonarchie, Multiethnizität und Multikulturalität, „Vielsprachigkeit“ gegenüber „Einsprachigkeit“, stets Prozesse kultureller Innovationen ausgelöst oder solche zumindest miteingeschlossen. Schon seit dem 16. Jahrhundert registrierte man in den Städten der Monarchie eine ethnische und kulturelle Pluralität, die sich endogenen, das heißt regionalen, und exogenen, gesamteuropäischen, Ursprüngen verdankte. Die endogene Pluralität der Städte war ein Spiegelbild der ethnisch-kulturellen Heterogenität der Region. „Darum verhandelt man hier seine Geschäfte, darum unterhält man sich hier in allen jenen Sprachen und Zungen, die vom Pruth bis an die weit entfernte Schelde gesprochen werden“, wurde bereits zu Ende des 18. Jahrhunderts festgehalten.¹⁷ Mehr als hundert Jahre später bemerkte Hofmannsthal in einem seiner *Wiener Briefe*:

Die Besonderheit der österreichischen Wesensart gegenüber dem Gepräge der im Deutschen Reich vereinigten Stämme, trotz des mächtigen Bandes der Sprache und der gemeinsamen wissenschaftlichen und philosophischen Kultur, ist ein Phänomen, das aus der Geschichte verstanden werden muß [...] Das Machtinstrument dieser Universalmonarchie war eine Armee, so bunt und übernational zusammengesetzt wie die des alten Rom. Noch bis in den Weltkrieg hinein weist der Militär-Schematismus ein Offizierskorps auf, das durchsetzt ist mit den Nachkommen von Franzosen, Wallonen, Irländern, Schweizern, Italienern, Spaniern, Polen, Kroaten, den Nachkommen von Männern, deren Ahnen im siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert innerhalb dieser Armee sozusagen ihre Heimat fanden [...] Hierzu tritt noch die natürliche Verbindung mit dem Südosten Europas.¹⁸

Ähnlich argumentierte auch Stefan Zweig:

Hier waren alle Ströme europäischer Kultur zusammengefloßen: am Hof, im Adel, im Volk war das Deutsche dem Slavischen, dem Ungarischen, dem Spanischen, dem Italienischen, dem Französischen, dem Flandrischen im Blute verbunden, und es war das eigentliche Genie dieser Stadt der Musik, alle diese Kontraste harmonisch aufzulösen in ein Neues und Eigenartiges, in das Österreichische, in das Wienerische. Aufnahmewillig und mit einem



¹⁷ PEZZL, JOHANN: *Skizze von Wien*. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josefinischen Zeit. Hg. v. Gustav Gugitz und Anton Schlossar. Graz, 1923, S. 22f.

¹⁸ HOFMANNSTHAL, HUGO VON: *Bemerkungen* [1921]. – In: DERS.: *Gesammelte Werke*. Reden und Aufsätze II. Frankfurt a.M., 1979, S. 473-474. Vgl. dazu auch Hofmannsthals I. und II. Wiener Brief. – Ebd., S. 272ff., 185ff., hier bes. S. 195f.

besonderen Sinn für Empfänglichkeit begabt, zog diese Stadt die disparatesten Kräfte an sich, entspannte, lockerte, begütigte sie; es war lind, hier zu leben, in dieser Atmosphäre geistiger Konzilianz, und unbewußt wurde jeder Bürger dieser Stadt zum Übernationalen, zum Kosmopolitischen, zum Weltbürger erzogen.¹⁹

Diese für Wien im Unterschied zu manchen deutschen Städten typische Situation empfanden vor allem Nicht-Wiener, was um so bemerkenswerter ist, als es sich dabei nicht um eine möglicherweise nostalgisch-idyllische Selbstdefinition der Betroffenen, sondern um eine Beurteilung „von außen“ handelte. „Als ich nach Wien kam“ notiert Franz Servaes in seinem Wien-Buch (1907),

war ich so naiv zu glauben, ich käme in eine andere deutsche Stadt. Ich machte jedoch bald die Beobachtung, daß meine mitgebrachten Begriffe erheblich ins Wanken gerieten, daß sie zum großen Teil sich als unzutreffend erwiesen. Nein, Wien ist keine deutsche, Wien ist eine österreichische Stadt. Das lernt zwar jedes kleine Kind aus seinem Schulatlas. Trotzdem scheint man sich in Deutschland nur sehr wenig Rechenschaft darüber zu geben, was das bedeutet.²⁰

Das 1872 aus drei Städten zusammengefaßte Budapest zählte 1890 bereits 500.000 Einwohner, die zu 52% aus dem ethnisch und sprachlich heterogenen Königreich stammten,²¹ von dem das *Große Pallas-Lexikon* aus dem Millenniumsjahre 1896, als die Magyarisierung bereits ein wesentliches Kriterium der offiziellen Politik geworden war, vermerkte:

Ungarn ist in bezug auf seine Nationalitäten ein überaus gemischtes Land, in dem entweder die Majorität der einzelnen Nationalitäten in einem zusammenhängenden Gebiet lebt oder in dem in der gleichen Gegend mehrere Nationalitäten miteinander dicht vermischt vorkommen [...]. Von der nichtungarischen Bevölkerung spricht in den Munizipalstädten 38,2% (1881: 29,2%), in den geordneten Ratsstädten 31,2% (1881: 26,4%) ungarisch, im gesamten Land hingegen nur 13,8% (1881: 11,1%), was ganz deutlich darauf hinweist, daß die Brennpunkte und Säulen der Magyarisierung die Städte sind.²²

Der Anteil der in sich heterogenen jüdischen Einwohner Wiens erhöhte sich 1910 auf 7,8%, in Budapest auf ca. 24%, in Krakau auf ca. 27% und in Czernowitz, einer Kleinstadt im Osten der Monarchie, auf über 30% der Gesamtbevölkerung,²³ während in Prag sowohl das Bekenntnis zur deutschen Sprache als auch der jüdische Bevölkerungsteil stetig abnahmen, von 6,5% im Jahre 1880, 5,9% im Jahre 1890 auf 4,7% im Jahre 1910,²⁴ was zu einer allgemeinen Verunsicherung unter den deutschsprechenden Juden Prags beigetragen haben mag.

Vielen Zeitgenossen der Jahre um 1900 war diese multiethnische und multikulturelle Situation durchaus bewußt. Zentraleuropa war in der Tat ein „geographisch-sozialer Raum“ (Maurice Halbwachs) mit charakteristischen, differenten Inhalten, mit typischen kulturellen Codes, die in ihrer pluralistischen Verfaßtheit jene gemeinsame „Mémoire“



¹⁹ ZWEIG, STEFAN: *Die Welt von Gestern*. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt a.M., 1982, S. 26 ff.

²⁰ SERVAES, FRANZ: *Wien*. Briefe an eine Freundin in Berlin. Leipzig, o. J. [1907], S. 44.

²¹ GEREVICH, LÁSZLÓ (Hg.): *Budapest története* [Geschichte von Budapest]. Budapest: Akadémia; Bd. 3: Hg. v. Domokos Kosáry, 1975, S. 399; Bd. 4: Hg. v. Károly Vörös, 1978, S. 378ff.

²² THIRRING, GUSZTÁV: *Magyarország. Népség*. – In: *A Pallas Nagy Lexikona*. Bd. 12. Budapest, 1896, S. 89.

²³ PÁNDI, LÁSZLÓ (Hg.): *Köztes Európa 1763-1993* [Zwischeneuropa 1763-1993]. Budapest: Osiris, 1997, S. 76-83.

konstituierten, die auch zur Zeit der Wiener Moderne zu bestimmenden Kriterien von multipolaren Identitäten wurden.²⁵ Diese „Mémoire“ beinhaltet aber nicht nur eine Vielzahl von differenten, nebeneinander existierenden kulturellen Codes, sie bot sich vielmehr als ein symbiotisches System dar, in der das Different, das zunächst Andersartige als bestimmender Faktor in das Eigene verschmolzen war und so eine eigene, spezifische Form einer kulturellen Konfiguration bewirkt hatte.

Die differenten regionalen Codes wurden gerade zur Zeit der Jahrhundertwende noch um kulturelle Elemente von gesamteuropäischer (exogener) Provenienz angereichert. Die Rezeption von und die Auseinandersetzung mit west- und nordeuropäischen innovativen künstlerischen und ästhetischen Positionen ermöglichte erst jene neue Standortbestimmung, die die eigene, autochthone künstlerische Kreativität anzuregen vermochte. Die Sezessionsausstellungen präsentierten ab 1897 in Wien vornehmlich europäische und nicht eigene Kunst. Nicht ohne Grund meinte Karl Kraus spöttisch, Gustav Klimt hätte zuerst Makart nachgeahmt, neuerdings aber hätte er nur deshalb Erfolg, weil er ausschließlich nach dem Vorbild von Fernand Khnopff malen würde. Gleiches gilt für die Literatur. In Wien waren Baudelaire, Amiel, Bourget, D'Annunzio, Ibsen die großen Vorbilder, ihnen fühlte man sich verpflichtet, und von ihnen ließen sich die Schriftsteller des Jungen Wien inspirieren. Die Wiener Moderne war also ähnlich der Budapester oder Prager Moderne auch in bezug auf ihre konkreten Inhalte und Vokabeln, mit denen sie argumentierte, europäisch und im intellektuellen Netzwerk gesamteuropäischer Bezüge verankert, und erst deren Verknüpfung mit eigenen, regionalen kulturellen Codes trug zu der für sie spezifischen, unverwechselbaren kulturellen Konfiguration bei. „Man wird Französisches finden, Deutsches, Spuren aller Literaturen, denn mit allen ist unser Geist in Commerz gewesen.“²⁶

Pluralität, Differenzierung, „éclatement“ als ein spezifisches Kriterium, als eine Kondition der Wiener und zentraleuropäischen Moderne, kam nicht nur in ihren unmittelbaren Inhalten zum Ausdruck; sie dürfte auch ein wesentliches Motiv für manche Theoriebildungen gewesen sein, welche der Moderne in Wien und Zentral-europa einen nachhaltigen Einfluß auf die intellektuelle Entwicklung des 20. Jahrhunderts gesichert haben. Die Konzeption einer modernen Sprachphilosophie ist natürlich im Zusammenhang analoger, gesamteuropäischer Überlegungen zu sehen. Dennoch dürfte die Beschäftigung mit der Sprachphilosophie hier auch aus einer spezifischen Situation zusätzliche Impulse erhalten haben. Die Sprachenpluralität der Region, die sich bis in die Polyglossie vieler ihrer Bewohner fortsetzte, hatte hier gleich-



²⁴ HAVRÁNEK, JAN: *Structure sociale des Allemands, des Tchèques, des chrétiens et des juifs à Prague, à la lumière des statistiques des années 1890-1930*. – In: GODÉ, MAURICE; LE RIDER, JACQUES; MAYER, FRANÇOIS (Hg.): *Allemands, Juifs et Tchèques à Prague / Deutsche, Juden und Tschechen in Prag 1890-1924*. Montpellier: Bibliothèque d'Études Germaniques et Centre-Européennes Université. Paul-Valéry de Montpellier, 1996, S. 72-73.

²⁵ BURKE, PETER: *Geschichte als soziales Gedächtnis*. – In: ASSMANN, ALEIDA; HARTH, DIETRICH (Hg.): *Mnemosyne*. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. Frankfurt a.M., 1991, S. 293f.; HALBWACHS, MAURICE: *Les cadres sociaux de la mémoire*. Paris, 1935; DERS.: *La Mémoire collective*. Paris, 1950; JOUTARD, PHILIPP: *Mémoire collective*. – In: BURGUIÈRE, ANDRÉ (Hg.): *Dictionnaire des sciences historiques*, Paris, 1986, S. 447ff.

²⁶ BAHR, HERMANN: *Oesterreichisch*. – In: WUNBERG, GOTTHART (Hg.): *Das Junge Wien*. Österreichische Literatur- und Kunstkritik 1887-1902. Bd. 2. Tübingen, 1976, S. 761f.

sam einen erlebten Hintergrund für eine intensivere Beschäftigung mit Sprache geschaffen.²⁷ Eine der ersten wissenschaftlichen Zeitschriften für vergleichende Literaturwissenschaft in Europa, die von 1877 bis 1890 von Hugo Meltzl und Sámuel Brassai redigierten *Acta Litterarum Comparationis*, waren wohl nicht zufällig gerade im vielsprachigen und multikulturellen Klausenburg (Koložsvár, Cluj) erschienen. Vielsprachigkeit und die Vielfalt von Literaturen waren anscheinend ein ausschlaggebendes Motiv dafür, daß man sich anschickte, verschiedene Sprachen und Literaturen miteinander zu vergleichen. Ähnlich verhielt es sich bei der Sprachphilosophie im engeren Sinne. Auch hier war das Vorhandensein und der Umgang mit mehreren Sprachen eine Voraussetzung dafür, daß man sich mit Wort- und Satzinhalten und mit deren innerer Logik auseinanderzusetzen begann. Diese Annahme bliebe freilich bloß eine reine Hypothese, besäßen wir nicht konkrete Aussagen, die einen solchen Sachverhalt explizit bestätigten. Der Sprachphilosoph Fritz Mauthner, der mit der „Philosophie der Sprache“ Karl Kraus und indirekt auch Ludwig Wittgenstein beeinflusst hatte, erinnert sich an die Anfänge seiner sprachphilosophischen Überlegungen und kommt dabei auf Erlebnisse zu sprechen, die ihn selbst seit seiner frühesten Jugend geprägt hatten:

[...] auch sonst wäre mancherlei zu sagen über die besonderen Verhältnisse, die das Interesse für eine Psychologie der Sprache bei mir bis zu einer Leidenschaft steigerte. Dieses Interesse war bei mir von frühester Jugend an sehr stark, ja, ich verstehe es gar nicht, wenn ein Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren ist, zur Sprachforschung nicht gedrängt wird. Er lernte damals [...] genau genommen drei Sprachen zugleich verstehen: Deutsch als die Sprache der Beamten, der Bildung, der Dichtung und seines Umgangs; Tschechisch als die Sprache der Bauern und der Dienstmädchen, als die historische Sprache des glorreichen Königreichs Böhmen; ein bisschen Hebräisch als die heilige Sprache des Alten Testaments und als Grundlage für das Mauscheldeutsch, welches er von Trödeljuden, aber gelegentlich auch von ganz gut gekleideten jüdischen Kaufleuten seines Umgangs oder gar seiner Verwandtschaft sprechen hörte [...] Und die Mischung ganz unähnlicher Sprachen im gemeinen Kuchelböhmisch und in dem noch viel gemeineren Mauscheldeutsch mußte schon das Kind auf gewisse Sprachgesetze aufmerksam machen, auf Entlehnung und Kontamination, die in ihrer ganzen Bedeutung von der Sprachwissenschaft noch heute nicht völlig begriffen worden sind.²⁸

Fritz Mauthners sprachphilosophisches Interesse läßt sich also zumindest auch darauf zurückführen, daß ihm der Umgang mit mehreren Sprachen in der konkreten Lebenswelt der zentraleuropäischen Region von Kindheit auf vertraut war. Die Reflexion über Sprache, ein charakteristisches Merkmal der Wiener oder der Budapester Moderne, verdankte sich also nicht zuletzt der vorhandenen Sprachenvielfalt dieser Region und einer Mehrsprachigkeit, die für die Angehörigen mancher sozialen Schichten zu einer Selbstverständlichkeit geworden war und die es möglich machte, daß jemand nicht nur eine, sondern mehrere „Muttersprachen“ haben konnte:



²⁷ Vgl. CSÁKY, MORITZ: *Pluralität*. Bemerkungen zum „dichten System“ der zentraleuropäischen Region. – In: *Neohelikon* XXIII/1 (1996), S. 9-30; CORBEA-HOISIE, ANDREI: *Urbane Kohabitation in Czernowitz als Modell einer gespannten Multikulturalität*. – Ebd., S. 77-94; CSÁKY, MORITZ: *Introduction*. – In: CSÁKY, MORITZ; MANNÓVÁ, ELENA (Hg.): *Collective Identities in Central Europe in Modern Times*. Bratislava, 1999, S. 7-20.

²⁸ MAUTHNER, FRITZ: *Erinnerungen*. München, 1918, S. 32-33.

Jawohl, mein Sprachgewissen, meine Sprachkritik wurde geschärft dadurch, daß ich nicht nur Deutsch, sondern auch Tschechisch und Hebräisch als die Sprachen meiner „Vorfahren“ zu betrachten, daß ich also die Leichen dreier Sprachen in meinen eigenen Worten mit mir herumzutragen hatte. Jawohl, ein Sprachphilosoph konnte unter solchen psychologischen Einflüssen heranwachsen.²⁹

Die Reflexion über Pluralitäten beinhaltet, zumindest in einem übertragenen Sinne, auch die Machsche Erkenntnistheorie beziehungsweise die Begründung eines flüchtigen, flüssigen, inkonsistenten „Ich“, welches bloß als die Summe jeweils unterschiedlicher und in rascher Folge sich verändernder Sinneselemente (Empfindungen) aufgefaßt wird. Wenn man davon ausgeht, daß Theorien wie diese nie abgehoben von einem vorhandenen und erfahrenen sozial-kulturellen Kontext entstehen, dann dürfte es, ohne daraus einen zwingenden kausalen Zusammenhang herstellen zu wollen, zumindest bemerkenswert sein, daß Mach dieses Konzept von der Gleichwertigkeit von Elementen gerade zu einem Zeitpunkt in Prag niederzuschreiben begann, als man im sozial-politischen Diskurs auf die Ungleichwertigkeit von Elementen setzte und die nationalen Elemente hypertroph gegeneinander auszuspielen mußte, was dann zur nationalen Aufteilung der Prager Universität führte, an der Mach damals lehrte und für deren Einheit er sich nachhaltigst eingesetzt hatte.

In Anlehnung an Mach (und an den Philosophen Franz Brentano) wird die Frage nach dem Verhältnis von Vielfalt und Einheit, die bemerkenswerter Weise auch die antiken Philosophen des pluralistischen hellenistischen Weltreiches beschäftigt hatte, zu einer stets von neuem diskutierten Thematik eines „österreichischen“ bzw. zentraleuropäischen Philosophierens. Wie kommt es, fragt sich Christian von Ehrenfels in seinen Überlegungen über „Gestaltqualitäten“ (1890), daß sich beim Hören einer aus zwölf Tönen bestehenden Melodie „in mir beim Hören des dritten, des vierten usw. Tones auch immer schon eine Gestaltvorstellung als Vereinheitlichung des eben jetzt Gehörten“ bildet?³⁰ Die Erklärung dafür liegt für Ehrenfels in der dann durch Edmund Husserl weiter ausgeführten Intentionalität (des Denkens). Es ist auffallend, daß später Anton von Webern in seiner Erklärung des Systems der Zwölftonlehre, um nämlich die Einheit einer Melodie aus zwölf völlig gleichwertigen Tönen zu begründen, sich einer ähnlichen Argumentationsweise bediente, wie vor ihm Christian von Ehrenfels.³¹

In der Psychoanalyse Sigmund Freuds kommt es ebenfalls darauf an, die Vielfalt von Elementen, die der Persönlichkeit zugrundeliegen, gleichwertig zu behandeln; die Nichtbeachtung beziehungsweise Verdrängung einzelner Elemente führt folglich zu einer Störung des Ganzen (Neurose), die erst durch die bewußte Anerkennung des Verdrängten wieder aufgehoben wird. Mario Erdheim hat vor kurzem ganz folgerichtig versucht, die Freudsche Theorie aus dem konkreten sozial-kulturellen Kontext der Wiener Jahrhundertwende zu erheben.³² Schließlich möge nur mehr angedeutet werden, daß die Wissenssoziologie des Wiener Philosophen Wilhelm Jerusalem und



²⁹Ebd., S. 51.

³⁰EHRENFELS, CHRISTIAN VON: *Über Gestaltqualitäten*. – In: FABIAN, REINHARD (Hg.): *Christian von Ehrenfels. Psychologie, Ethik, Erkenntnistheorie*. Philosophische Schriften. Bd. 3. München; Wien, 1988, S. 129 und 155ff.

³¹WEBERN, ANTON VON: *Der Weg zur neuen Musik*. Hg. v. Willi Reich. Wien, 1950, S. 55.

des dem Budapester „Sonntagskreis“ des jungen Georg Lukács zugehörigen Karl Mannheim ebenso eine pluralistische gesellschaftliche Umwelt thematisiert und sich dieser verdankt wie die „Lebenswelttheorie“ des Husserl-Schülers Alfred Schütz.

Jean-François Lyotard bemerkt in seinem bekannten Werk *La condition postmoderne*, daß im Wien der Jahre um 1900 aufgrund der verstärkten Differenziertheit der Lebenswelt eine Situation vorgeherrscht habe, die für die Postmoderne symptomatisch werden sollte, und daß manchen Repräsentanten der Moderne dies auch durchaus bewußt gewesen sei:

Dies ist der Pessimismus, der die Generation der Jahrhundertwende in Wien genährt hat: die Künstler Musil, Kraus, Hofmannsthal, Loos, Schönberg, Broch, aber auch die Philosophen Mach und Wittgenstein. Sie haben ohne Zweifel das Bewußtsein wie die theoretische und künstlerische Verantwortung der Delegitimierung so weit wie möglich ausgedehnt. Man kann heute sagen, daß diese Trauerarbeit abgeschlossen ist. Sie muß nicht wieder begonnen werden. Es war die Stärke Wittgensteins, daß er dem nicht auf die Seite des Positivismus entwich, den der Wiener Kreis entwickelte, und daß er in seiner Untersuchung der Sprachspiele die Perspektive einer anderen Art von Legitimierung als die der Performativität entwarf. Mit ihr hat die postmoderne Welt zu tun. Die Sehnsucht nach der verlorenen Erzählung ist für den Großteil der Menschen selbst verloren [...].³³

Die Delegitimierung von überkommenen Identifikatoren war, was Lyotard nicht direkt anspricht, gerade hier ganz gewiß auch mit dem vermehrten Angebot an Legitimationsweisen aufgrund der ethnisch-kulturellen Pluralität verbunden, und das Vermeiden der Suche nach einer neuen, performativen Legitimationsweise erklärt sich nicht zuletzt aus der Multipolarität von Identitäten und aus der Tatsache, daß Mehrfachidentitäten von Individuen und ganzen sozialen Gruppen zur Selbstverständlichkeit geworden waren. Daß dies mit persönlicher „deuil“, Trauer, verbunden war, deutet die Krisenanfälligkeit einer solchen Situation an. Man begegnete ihr daher auch vermehrt mit Fluchtbewegungen in ganzheitliche, holistische Konzepte, wie sie z.B. die nationalen Ideologien anboten, und versuchte dadurch die Brüchigkeit einer solchen Verfaßtheit zu überwinden.

Wenn nach den spezifischen Kriterien einer Moderne in Zentraleuropa gefragt wird, dann ist eines dieser Kriterien mit Sicherheit die regionale Differenziertheit oder Heterogenität, die die durch die Modernisierung verursachte kollektive und individuelle Fragmentiertheit verstärkte, Kreativität beförderte, zugleich aber Krisen und Konflikte besonders stark hervortreten ließ. Damit im Zusammenhang lassen sich auch noch andere Facetten ausmachen, die hier abschließend nur angedeutet werden sollen.

Die Konjunktur von „Geschichtlichkeit“ ist eines der Kennzeichen des gesamten 19. Jahrhunderts. Die Betonung von „Historizität“ als einem konstitutiven Element von Identität sollte jedoch nicht abgehoben von den gesellschaftlichen Transformationen gesehen werden, die mit der Suche nach neuen Identitätsweisen verbunden waren. Die Betonung von „Geschichtlichkeit“ hatte aber in einer Region, die von vielen



³²ERDHEIM, MARIO: *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit*. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozeß. Frankfurt a.M., 1982.

³³LYOTARD, JEAN-FRANÇOIS: *Das postmoderne Wissen*. Graz; Wien, 1986, S. 121-122 (Originalausg.: *La condition postmoderne*. Rapport sur le savoir. Paris, 1979, S. 68).

Nationalitäten bewohnt war, eine besondere Bedeutung. Denn in der Rückbesinnung auf eine vermeintliche kollektive Vergangenheit vermochte man auch in der Gegenwart kollektive Kohärenzen zu schaffen, auch wenn die wiedergefundene Geschichte nur ein Konstrukt, eine „invention of tradition“ (Eric Hobsbawm) darstellte. Die Besinnung auf die historische Tradition hatte folglich auch in der zentraleuropäischen Moderne einen hohen Stellenwert. Zwar wollte man nur für das *Modo*, für die Gegenwart da sein und polemisierte gegen historisierende Attitüden. Zugleich rekurrierte man auf historische Bezüge, um diese in die Gegenwart zu integrieren, um mit ihrer Hilfe Gegenwart zu erklären. So sind auch die frühen Ausführungen Hermann Bahrs über das Junge Wien zu verstehen:

Sie verehren die Tradition. Sie wollen nicht gegen sie treten. Sie wollen nur auf ihr stehen. Sie möchten das alte Werk der Vorfahren für ihre neue Zeiten richten. Sie möchten es auf die letzte Stunde bringen [...] Das ist der dunkle weite Drang, der sie über das Herkommen treibt und doch auch wieder vor den französischen, skandinavischen, russischen Mustern warnt, welche das jüngste Deutschland öfft. Sie können sich an der neuen Kunst von heute nicht genügen, weil sie nicht österreichisch ist; und sie können sich an der österreichischen Kunst nicht genügen, weil sie nicht von heute ist. Sie wollen das Eine und das Andere nicht missen. Sie wollen Beides. Sie wollen die österreichische Farbe und den Geruch des Tages.³⁴

Mit der Betonung des Geschichtlichen eng verbunden ist die Instrumentalisierung der Moderne für nationale Zielvorstellungen. Die verschiedenen Vorstellungen von nationaler Authentizität beruhten ja zu einem guten Teil auf der Annahme, daß sie sich historisch legitimieren. Die nationalen Ideologien unterschiedlicher Ausformungen bedienten sich dieser Argumentationsweise. Die Gegenwartsrelevanz von Moderne, die Verbindlichkeit von neuer Kunst und Architektur, wurde mit Symbolen befrachtet, die einerseits allgemein verständlich waren, andererseits Inhalte zu transportieren vermochten, die auf die Begründung der Einheit einer Nation zielten. Solche Symbole waren z.B. der Folklore entlehnte unterschiedliche floreale Stilelemente, die die Jugendstilbauten in Wien, Budapest, Krakau oder Zagreb aufweisen. Solche Symbole konnten aber auch durch die gezielte Codierung der architektonischen Sprache vermittelt werden, etwa durch Versatzstücke deutschnationalen Inhalts am Grazer Stadttheater oder an öffentlichen Gebäuden in Ljubljana.³⁵ Bei solchen Vereinnahmungsversuchen ging es im wesentlichen auch darum, daß man die nonverbale Sprache, eine die sprachliche Differenz transzendierende allgemein verständliche Kommunikationsform, durch die kodierende Benennung vermittels der verbalen Sprache, auf die sich die nationale Ideologie ja stützte, zu bekämpfen und ihre Relevanz zu mindern versuchte.

Mit diesen Hinweisen ist indirekt ein weiteres Kriterium angesprochen, das der Moderne in Zentraleuropa eigen ist. Es besteht in der Ambivalenz von Traditionellem und Modernem, in der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, in der Tatsache, daß im Bereich der künstlerischen Argumentation die doppelte Befrachtung der künstlerischen Sprache mit Vokabeln des Vergangenen und des Gegenwärtigen einen Widerspruch hervorrufen mußte. Ein solcher Widerspruch bestand freilich im gesamten



³⁴BAHR, HERMANN: *Das junge Oesterreich*. – In: DERS.: *Studien zur Kritik der Moderne*. Frankfurt a.M., 1894, S. 77-78.

öffentlichen Leben. Nicht nur daß sich die Repräsentanten der Moderne einerseits mit alten Möbeln ausstatteten und andererseits die „Nervosität“ der Zeit in ihren Werken zum Ausdruck bringen wollten:

Man hat manchmal die Empfindung, als hätten uns unsere Väter, die Zeitgenossen des jüngeren Offenbach, und unsere Großväter, die Zeitgenossen Leopardis, und alle die unzähligen Generationen vor ihnen, als hätten sie uns, den Spätgeborenen, nur zwei Dinge hinterlassen: hübsche Möbel und überfeine Nerven. Die Poesie dieser Möbel erscheint uns als das Vergangene, das Spiel dieser Nerven als das Gegenwärtige.³⁶

Die sozial-politische Lebenswelt war grundsätzlich von dieser Gegensätzlichkeit geprägt. Die politischen Strukturen der Monarchie verdankten sich einem System, das den Ansprüchen der Gegenwart nicht genügte, ihr zuweilen diametral entgegenstand. Auf der einen Seite die Ideale der Moderne nach Unabhängigkeit, nach Mitsprache, nach demokratischen Spielregeln, auf der anderen Seite das beharrende Element des Staatsapparates, der weitgehend autoritären Normen verpflichtet war. Dies hatte nicht nur eine Verunsicherung, sondern eine Stimmung von Ausweglosigkeit zu Folge. Die Einsicht, daß die Kohabitation so vieler Völker und Kulturen in einem Staatsgebilde nicht mehr von langer Dauer sein konnte, läßt sich nicht alleine auf die Nationalitätenstreitigkeiten der Zeit um 1900 zurückführen, sie hatte ihre Ursache auch in jenem politischen Pragmatismus, der, um den sensiblen Zusammenhalt so vieler widersprüchlicher ethnisch-kultureller Elemente nicht zu zerstören, sein Heil in politischen Analysen, nicht aber in politischen Handlungen suchte. Eine der Folgen davon war eine allgemeine apokalyptische Stimmung, ein Gefühl der Lethargie, der Ausweglosigkeit, die schon lange Zeit vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs entstanden war. Eine andere Folge war die Betonung des Ästhetischen im übertragenen Sinne. Die Ästhetisierung der Politik und des öffentlichen Lebens war eine Flucht aus der Realität in eine Welt der Möglichkeiten. Und diese konnte schließlich als die eigentliche Realität gedeutet und für wichtiger erachtet werden als all das, von dem man tatsächlich umgeben war.

Es stellt sich abschließend die Frage, ob mit diesen Andeutungen von spezifischen Kriterien der Moderne nur Phänomene der Jahrzehnte um 1900 in Zentraleuropa besser verständlich werden, oder ob solche Erkenntnisse nicht auch für den Moderne-diskurs insgesamt von Relevanz sind. Denn wenn man sich vor Augen führt, daß die modernen Städte selbstverständlich von kulturellen und ethnischen Heterogenitäten bestimmt waren, daß der Rekurs auf die Vergangenheit seit dem 19. Jahrhundert von gesamteuropäischer Relevanz war, daß nationale Symbole auch in anderen Modernen, z.B. in Frankreich, eine große Rolle gespielt haben, dann könnten die an der zentraleuropäischen Moderne gewonnenen Erkenntnisse von überregionaler Relevanz



³⁵ Vgl. dazu vor allem UHL, HEIDEMARIE: *Leipzig und Laibach/Ljubljana: Zur Strukturentwicklung urbaner Leitkulturen am Beispiel zweier zentraleuropäischer Städte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* – In: KANNONIER, REINHARD; KONRAD, HELMUT (Hg.): *Urbane Leitkulturen 1890-1914.* Leipzig [u.a.], 1995, S. 17-71. Vgl. ferner: SCHIFFER, JOSEF [u.a.]: *Urbanität und Moderne.* Technik, Architektur, Kultur und Wissenschaft als Symbole städtischer Identität um die Jahrhundertwende. – In: *Zeitgeschichte* 23 (1996), S. 213-242.

³⁶ HOFMANNSTHAL, HUGO VON: *Gabriele D'Annunzio* [1893]. – In: DERS.: *Gesammelte Werke.* Reden und Aufsätze. Bd. 1 (1891-1913), S. 174.

und der allgemeinen Thematisierung der Moderne von Nutzen sein. Sie verweisen aber zugleich auf Befindlichkeiten, die für die Postmoderne und für die kulturelle Globalisierung symptomatisch sind. Daher glaube ich, daß die Beschäftigung mit einer spezifischen Ausformung der Moderne nicht nur einen Beitrag zum Modernediskurs insgesamt ist, sondern auch den Blick zu schärfen vermag für kulturelle Prozesse, von denen unsere eigene Gegenwart betroffen ist. Denn eine der wesentlichsten Erkenntnisse, die sich aus der Erforschung der Moderne in Wien und in Zentraleuropa um 1900 ergeben, betrifft ohne Zweifel das Problem der Konstruktion von kollektiven Identitäten in einer zunehmend differenzierten, äußerst sensiblen Lebenswelt.

Paul Richard Blum (Piliscsaba)

Europa – ein Appellbegriff

Es gibt in der Sprache Begriffe, die eine Sache, einen Sachverhalt nicht nur bezeichnen, sondern postulieren. Sie postulieren nicht allein die Existenz der zu bezeichnenden Sache. „Gott“ ist wohl der bekannteste und problematischste unter den postulativen Begriffen, denn dies war der Einfall des Anselm von Canterbury, aus der intellektuellen Existenz des Gottesbegriffes seine reale Existenz zu erschließen.¹ „Ökologisch“ ist ein aktuelles Beispiel für einen Appellbegriff, „Amt“ ein traditioneller. Auch „Humanismus“ ist ein typischer Appellbegriff, denn er besagt, daß der Mensch Mensch werden soll.²

Aus der zahlreichen Literatur zum Thema „Europa“ fallen wenigstens zwei Schriften dadurch auf, daß sie den Begriff mit einem Ausrufungszeichen versehen: Thomas Manns Aufruf *Achtung, Europa!* und Hans Magnus Enzensbergers daran anknüpfende Aufsatzsammlung *Ach Europa!*³ Natürlich gibt es zahlreiche Programm- und Mahnschriften, die in gemäßigter Form appellieren, indem sie Europa als „Vermächtnis“, „Verpflichtung“ oder zu gestaltende „Wirklichkeit“ beschwören.⁴ Selbst in der Rede vom (zu bauenden oder zu bewohnenden) „gemeinsamen Haus Europa“⁵ steckt der Appell noch verborgen, zumal diese Metapher in den achtziger und neunziger Jahren



¹ SANCTI ANSELMI: *Proslogion*. – In: MIGNE, JACQUES PAUL (Hg.): *Patrologiae cursus completus. Series latina*. (221 Bde.) Paris, 1844-1864, hier: Bd. 158, Sp. 223-242.

² Vgl. BLUM, PAUL RICHARD: *Humanismus*. – In: *Enzyklopädie Philosophie*. Hamburg: Meiner, 1999, S. 566-570.

³ MANN, THOMAS: *Achtung, Europa!* – In: DERS.: *Politische Schriften und Reden*. Bd. 2 (= *Das essayistische Werk*, Taschenbuchausgabe in 8 Bänden), Frankfurt a.M.: Fischer, 1968, S. 314-324. Thomas Manns Rede wurde übrigens in der ersten Fassung in Ungarn veröffentlicht, 1935 im *Pester Lloyd* (vgl. Fabian Goppelsröder in *Der neue Pester Lloyd*, 3. 11. 1999). – ENZENSBERGER, HANS MAGNUS: *Ach Europa!* Wahrnehmungen aus sieben Ländern. Mit einem Epilog aus dem Jahre 2006. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989 (= Suhrkamp Taschenbuch, 1690).

⁴ FISCHER, JÜRGEN (Hg.): *Europa, Vermächtnis und Verpflichtung*. Frankfurt a.M.: Kerber, 1957; *Europa als Idee und Wirklichkeit*. Freiburg: Schulz, 1955 (= Freiburger Dies Universitatis 3, 1954-55). LÜTZELER, PAUL MICHAEL: *Die Schriftsteller und Europa von der Romantik bis zur Gegenwart*. München: Piper, 1992 (= Serie Piper, 1418). LÜTZELER, PAUL MICHAEL (Hg.): *Hoffnung Europa*. Deutsche Essays von Novalis bis Enzensberger. Frankfurt a.M., 1982. Aber auch: GROSSER, CORNELIA [u.a.]: *Genug von Europa*. Ein Reisejournal aus Ungarn und Österreich. Wien, 1999.

⁵ KÖPKE, WULF; SCHMELZ, BERND (Hg.): *Das gemeinsame Haus Europa*. Handbuch zur europäischen Kulturgeschichte, München: dtv, 1999 (= dtv, 30722).

des 20. Jahrhunderts von Michail Gorbatschow verwendet wurde, um politische Ansprüche anzumelden. Auch in der konstruktivistischen Auffassung des Europa-begriffs, die selbst Symptom der Suche nach kulturellen Beschreibungskategorien ist, taucht der Appell unter der Maske der Entlarvung wieder auf.⁶ Natürlich kann Enzensberger mit Ismen nichts anfangen, denn er weiß, Ingeborg Bachmann und Shakespeare zitierend: Böhmen liegt am Meer,⁷ will sagen, selbst die geographischen Begriffe Europas sind intellektuelle Konstruktionen, wenn auch vom Besten, was Europa zu bieten hat.

Fragt man nun den Text Thomas Manns danach, was für ihn Europa ist, so ist der eigentliche, der bedrohte Europäer der des 19. Jahrhunderts. Denn das Europa des fast siebzugjährigen Thomas Mann ist so jung wie sein Humanismus. Ihn stören die Massen, obwohl er weiß, es ist das nämliche Jahrhundert, das die Massen erst hervorgebracht hat nach Zahl und Art. An José Ortega y Gasset erinnernd, erwähnt er die „tragische Einsicht, daß die Generosität des neunzehnten Jahrhunderts [...] unter deren wissenschaftlichen und sozialen Wohltaten die europäische Bevölkerung sich verdreifachen konnte [...], schuld ist an aller Ratlosigkeit unserer Gegenwart“ (S. 317). Das gehört jedoch zum Charakter des Europa vom Typ 19. Jahrhundert, denn Europa ist paradox: „Im 19. Jahrhundert gab es eine Gesellschaft, die fähig war, die europäische Ironie und Doppelbodigkeit [sic!], die idealistische Bitterkeit und das moralische Raffinement“ seiner Kultur zu pflegen (S. 318). Läßt man also die Ambivalenz derselben Kultur bestehen, kann man nach Thomas Mann einige Charakterzüge des alten Europa namhaft machen: „politischen und sozialen Vernunftwillen [...] zum Frieden“ und generell die Gesinnung „jeder geistigen Zucht und Gesittung“ (S. 321). Natürlich ist nicht das Individuum der Feind Europas, sondern der „wildgewordene Kleinbürger“, der „Massenmensch“ (S. 321), der die Segnungen der europäischen Kultur gegen sie wendet. „Unter den europäischen Ideen, die er dank seiner Erfahrung für endgültig erledigt hält: Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, ist die Wahrheit ihm die verhaßteste, unmöglichste. Was er dafür einsetzt, ist der ‘Mythus’“ (S. 322). Unverkennbar, daß Mann hier auf Hitler und seine Ideologen vom „Mythus des 20. Jahrhunderts“ anspielt,⁸ aber es ist auch lehrreich, daß er den Mythus als Substitution oder Surrogat eines idealen Begriffs setzt, den er dem 19. Jahrhundert entnimmt – nur daß Thomas Mann meint, ein solches Surrogat bleibe nicht ohne Rest, und den gelte es zu retten. Die „Ersatzabsolutheiten“ der Massen (S. 323) machen die Absolutheiten des Bürgers von Lübeck zu „Doppelbodigkeiten“, denen die Ironie des Schriftstellers gelten durfte, weil er sie kannte, durchschaute und schätzte. Die europäische Geisteshaltung weiß um die Zwielfichtigkeit hoher Ideale und gefährdet dadurch selbst seine eigene, postulatorische Existenz: „In



⁶ VIEHOFF, REINHOLD; SEGERS, RIEN T. (Hg.): *Kultur, Identität, Europa*. Über Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1999 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1330).

⁷ SHAKESPEARE, WILLIAM: *The Winter Tale*. Act 3, Sc. 3; BACHMANN, INGEBORG: „*Böhmen liegt am Meer*“. – In: DIES.: *Liebe: Dunkler Erdteil*. Gedichte aus den Jahren 1942-1967. München: Piper, 1991, S. 54: „Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich’s grenzen. / Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich dem Meere wieder. / Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land.“ Vgl. auch BRAUN, VOLKER: *Böhmen am Meer*. Ein Stück. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992.

allem Humanismus liegt ein Element der Schwäche, das mit seiner Verachtung des Fanatismus, seiner Duldsamkeit und seiner Liebe zum Zweifel, kurz: seiner natürlichen Güte zusammenhängt und ihm unter Umständen zum Verhängnis werden kann.“ (S. 324) So endet denn Manns Warnung Europas vor seinem Untergang in einem Appell zu einem neuen Humanismus, diesmal einem „militanten Humanismus“ (S. 324)⁹, „der seine Männlichkeit entdeckte“, um sich gegen die Ausbeutung durch seine eigenen Prinzipien, nämlich Freiheit, Toleranz und Selbstkritik, verteidigen zu können – andernfalls wird „ein Europa [...] sein, das seinen Namen nur noch ganz historischerweise weiterführen wird und vor dem es besser wäre, sich ins Unbeteiligt-Zeitlose zu bergen“ (S. 324). Das ist die Konklusion, Warnung und Empfehlung des ungeduldrigen alten Europäers: Europa und der Humanismus sind dem Begriff nach permanente Renaissancen, Potentiale zur Wiedergeburt von Ideen.¹⁰ Wenn diese akut sind, sind sie notwendig auch militant. Wenn sie ihre Militanz aufgeben, verschwinden sie allerdings keineswegs ins Nichts, sondern einerseits in die Geschichte und andererseits „ins Unbeteiligt-Zeitlose“. Von da her können sie jederzeit wieder auferstehen (q.e.d.). Das Unbeteiligt-Zeitlose enthält zusammen mit der an Martin Heidegger gemahnenden Verbform „sich bergen“ noch eine weitere Ironie und Doppeldeutigkeit: Nicht allein verschwindet der europäische Humanismus oder das humanistische Europa in die Geschichte als Serie objektiv-faktischer Daten oder Namen, sondern er geht auch in das Zeitlose, das Ewige auf. Dort aber löst er sich nicht ins Unverbindliche und Abstrakte auf, sondern er verbirgt sich dort und bewahrt sich – bereit zur Wiederkunft. Schließlich aber ist das Zeitlose nicht das unkonkrete Allgemeine, sondern zugleich das Unbeteiligte, also die Höhe jener unaufgeregten Distanz, die den weisen Dichter des europäisch-humanistischen Ideals ausmacht, das selbstverantwortliche Individuum. Daher endet Thomas Manns Lamento über den Untergang der Kultur, in der er lebt, in einem Kassandraruuf, der weiß, daß er vergeblich bleiben wird, und in einer Warnung: „Wartet nur, wenn wir Dichter wiederkommen! Achtung, seid euch bewußt, daß Europa – solange es auch nur dem Namen nach besteht – immer wiederkehren wird!“

Was hier in einer einzelnen Interpretation deutlich wurde, läßt sich an zahlreichen Texten zeigen. Es scheint ein Konsens darin zu bestehen, daß der Humanismus bzw. das politische Bildungsideal im 19. Jahrhundert den Europabegriff geprägt haben. Zu diesem Begriff gehört dann immer auch die Konnotation von Gefährdung. Man redet von dem, was man nicht hat: „Europa schweigt, schweigt schon wieder“.¹¹ Oder kurz gesagt: „Europa ist keine Tatsache – sondern eine Forderung.“¹²



⁸ Vgl. dazu vor allem MANN, THOMAS: *Deutsche Hörer!* August 1942. – In: *Politische Schriften* (Anm. 3), Bd. 3, S. 234; hier verwendet Mann übrigens auch die Metapher vom zu bauenden Europa, allerdings als Zitat der nationalsozialistischen Überheblichkeit.

⁹ Zum ‘militanten Humanismus’ bei Mann s. MÁDL, ANTAL: *Thomas Mann világ- és emberképe*. [Das Welt- und Menschenbild des Thomas Mann.] Budapest: Argumentum, 1999, S. 16-27.

¹⁰ Vgl. SZEMERE, SAMUEL: *Kunst und Humanität*. Eine Studie über Thomas Manns ästhetische Ansichten, 2. durchges. Aufl., Budapest: Akadémiai Kiadó; Berlin: Akademie Verlag, 1967, S. 120.

¹¹ PETŐFI, SÁNDOR: Gedicht mit der Anfangszeile „Európa csendes, újra csendes“ vom Januar 1849, das beklagt, Ungarn sei von Europa im Stich gelassen worden, und zugleich dessen Führung im europäischen Freiheitskampf

Wie man Federico Chabods Übersicht entnehmen kann, ist der Europagedanke im Laufe der Geschichte zumeist nicht von inneren Sachverhalten, sondern von Gegenbegriffen bestimmt: Im Gegensatz zu Asien, zur Tyrannis, zu Nichtchristen, zur Ostkirche, zur Barbarei, zur Nation und anderem.¹³ Er kommt zu dem Ergebnis, daß „Europa“ eine Kultur, ein Seinsverhalten, ja eine *forma mentis* bezeichnet (S. 11), die folglich nicht vor uns liegen kann, sondern das Ergebnis der Geschichte in ihrer Fülle ist. Doch kommt es auch vor, daß die Existenz dessen, was mit „Europa“ bezeichnet sein soll, bestritten wird. Dann wird Europa zugleich zu einem bedeutungslosen Ort, allerdings muß die Appellfunktion verschoben werden. Es scheint, daß mit der Bedeutungsentleerung keineswegs die Appellstruktur verschwindet, vielmehr wird sie auf einen neuen Begriff übertragen. Das eklatanteste Beispiel ist Oswald Spenglers *Der Untergang des Abendlandes* (1917).¹⁴ Auch Arnold Toynbee, der unter dem universalen Titel *A Study of History* die welthistorische Forschung in Frage stellt, verweist die Existenz Europas als etwas von Asien Verschiedenes in das Reich der Phantasien. Dabei greift er niemand geringeren an als den Vater der Geschichtsschreibung, nämlich Herodot: „The dichotomy of Europe and Asia was one of the least useful legacies which the Modern World had accepted from the Hellenic world.“¹⁵ Umgekehrt könnte man Herodot selbst dafür in Dienst nehmen, daß der Europabegriff nebulös ist, denn seiner Beschreibung nach ist Europa zwar weit genug, sich im Norden über ganz „Libyen“ (Afrika) und Asien zu erstrecken, aber weder kennt irgendjemand seine Grenzen nach Westen und nach Norden, noch weiß man, warum die eine Erde drei Namen, zumal von Frauen, hat und wer die Erdteilgrenzen festgelegt hat.¹⁶ Auch auf Mark Aurels *Meditationen* (§ 33) hätte Toynbee sich berufen können, für den Asien und Europa nur ein paar kleine Stückchen der Welt sind, so wie der Athos eine Scholle.

Merkwürdigerweise beruft sich auch Ernst Robert Curtius in der Einleitung zu seinem Buch *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*¹⁷ auf Toynbee. Allerdings nicht, weil er dessen globale Relativierung Europas teilt, sondern weil er selbst den



beansprucht. – An dieser Stelle sei angemerkt, daß das Begriffsfeld ‘Mitteleuropa’ hier nicht behandelt werden kann, da es sich der Sache nach um ein völlig anderes Problem handelt. Vgl. hierzu: LE RIDER, JACQUES: *Mitteleuropa*. Auf den Spuren eines Begriffes. Wien: Deuticke, 1994. Dort S. 21 ein Zitat von JENŐ SZÜCS (*Les trois Europes*, Paris, 1985), das eine der Konnotationsparadoxien des Begriffs andeutet: Mitteleuropa definiert dieser als den „westlichen Rand Osteuropas im geographischen Sinn und den östlichen Rand Westeuropas im strukturellen Sinn“. Vgl. ferner in dem Europa gewidmeten Heft 1997/5-6 der Zeitschrift *Rubicon*: ROMSICS, IGNÁC: *Közép- és/vagy Kelet-Európa?* [Mittel- und/oder Osteuropa?], S. 43-48.

¹² COUDENHOVE-KALERGI, R. N.: *Europa ohne Elend*. Ausgewählte Reden. Paris [u.a.], 1936, S. 30; COUDENHOVE-KALERGI, RICHARD: *Paneuropa 1922-1966*. Wien; München, 1966, S. 119.

¹³ CHABOD, FEDERICO: *Der Europagedanke von Alexander dem Großen bis Zar Alexander I.* Stuttgart: Kohlhammer, 1963 (= Urban Taschenbücher, 71; Storia dell’idea di Europa; Rom, 1959).

¹⁴ Vgl. RÜSEN, JÖRN (Hg.): *Westliches Geschichtsdenken*. Eine interkulturelle Debatte. Göttingen, 1999.

¹⁵ TOYNBEE, ARNOLD J.: *A Study of History*. Abridgement of volumes VII-X by D. C. SOMMERVELL. Oxford; London, 1957, S. 240.

¹⁶ *Historien* IV, 45. Übrigens beherrscht Herodots Geographie auch noch die *Gesta Hungarorum* des ANONYMUS „P.“, der sie verwendet, um die Hereinkunft der Ungarn nach Europa zu schildern; dies ist umso deutlicher, als er diese *Gesta* als Fortsetzung bzw. Parallelstück zur Geschichte Trojas vorstellt: SZENTPÉTERY, EMERICUS (Hg.): *Scriptores rerum Hungaricarum*. Bd. 1. Budapest, 1937 (Reprint: Budapest, 1999), S. 33-37.

Begriff des „Europäischen“ revidieren möchte. Vorsätzlich wehrt er sich, Europa als bloßen geographischen Namen aufzufassen, vielmehr ist es für ihn „eine historische Anschauung“, das heißt eine Betrachtungsweise des Gegenstands Europa. Das Historische ist eine Bedingung dafür, Europa überhaupt als Sinneinheit zu erkennen. Dann allerdings darf der Begriff nicht in der Aufzählung von Gegenständen aufgehen, denen das Etikett „europäisch“ zufällig anhaftet. Denn die innere Dynamik der Inventarisierung dessen, was zu Europa gehört, zerlegt den Anschauungsbegriff in unzusammenhängende Teile, in „Raumstücke“, wie Curtius es nennt, und in zufällig einander folgende Epochen (Antike, Mittelalter, Neuzeit) ohne jede „Gesamtansicht“ (S. 16). Und sofort folgt der Aufruf: „Europäisierung des Geschichtsbildes ist heute politisches Erfordernis geworden, und nicht nur für Deutschland.“ (S. 17)

Statt nun in eine Allgemeinheit auszuweichen, wie das mancher Verteidiger Europas getan hat, greift Curtius die lateinische Sprache auf, in dem vollen Bewußtsein, mit dieser Wahl anderen Sachverhalten, die dieser Narrativität entgegenstehen, Unrecht zu tun: in seinem eigenen Vergleich z.B. der Geographie. Denn die „Literatur des ‘modernen’ Europa ist mit der des mittelmeerischen so verwachsen, wie wenn der Rhein die Wasser des Tiber aufgenommen hätte“ (S. 20). Hat er aber nicht, könnte Enzensberger antworten, es sei denn, Böhmen läge am Meer.

Weiterhin nennt Curtius die „europäische Literatur [...] der europäischen Kultur koextensiv“: „Die europäische Literatur als Ganzes zu sehen, ist nur möglich, wenn man sich ein Bürgerrecht in allen Epochen von Homer bis Goethe erworben hat. [...] Man ist Europäer, wenn man *civis Romanus* geworden ist.“ (S. 22) Von der Entgrenzung des geographischen Europabegriffs geht es schnell zum Rechtsbegriff des Europäers. Europa konstituiert ein Recht, auf das man sich berufen kann, und eine Pflicht, sich entsprechend zu verhalten.

Friedrich Schlegel konstatiert, daß die Moderne noch gar nicht angebrochen sei und mit ihr auch noch nicht Europa. Er sieht sich selbst noch „in dem wahren Mittelalter leben“¹⁸ – die Neuzeit ist das, was vor ihm liegt. So also lautet der Auftrag: „das eigentliche Europa muß erst noch aufstehen. Wir [...] selbst sollen mitwirken, die telurischen Kräfte in Einheit und Harmonie zu bringen, wir sollen die Eisenkraft des Nordens, und die Lichtgluth des Orients in mächtigen Strömen überall um uns her verbreiten; moralisch oder physisch, das ist hier einerlei“ (S. 105). Auffällig ist die postulierte Einerleiheit von moralischen und physischen Kräften. Wenn nicht der intellektuellen Überzeugungskraft mit Gewalt nachgeholfen werden soll, die dann unmoralisch wäre, lassen sich beide wohl nur in einem juristischen Sinne vereinigen: moralisch verbindliche und durch Sanktionsmöglichkeiten erzeugte Harmonie widerstrebender Interessen und Kräfte. Aus dieser Sicht wirkt Saint-Simons Vorschlag nüchtern und praktikabel, aber immerhin als eine mögliche Lösung der Paradoxien des Europabegriffs, nämlich Einigung Europas durch Verträge: „Wollen, daß Europa durch Verträge und Kongresse im Friedens-Zustande sey, heißt wollen, daß ein



¹⁷ CURTIUS, ERNST ROBERT: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 11. Aufl. Tübingen; Basel: Francke, 1993. Vgl. FISCHER, MANFRED S.: *Europäisches und nationales Selbstverständnis bei Ernst Robert Curtius*. – In: DYSERINCK, HUGO; SYDRAM, KARL ULRICH (Hg.): *Europa und das nationale Selbstverständnis*. Bonn, 1988 (= Aachener Beiträge zur Komparatistik, 8), S. 321-366.

gesellschaftlicher Körper durch Konventionen und Vergleiche bestehe; an beyden Seiten muß eine Zwangs-Macht da seyn, welche die Willens-Meinungen vereinigt, die Bewegungen berathschlägt, das Interesse gemeinschaftlich, und die Verpflichtung dauerhaft macht.“¹⁹

Damit ist auch klar, daß Versuche, Europa geographisch zu verstehen, deshalb immer wieder scheitern müssen, weil die Topographie nur ein Element unter vielen ist und letztlich wohl nicht entscheidet, auch hierfür gilt das Bild von Böhmen am Meer.

Das wußte übrigens schon der Renaissance-Utopist Tommaso Campanella. Denn in seiner *Sonnenstadt* (1602) stellt er dar, was er in seinen politischen Schriften ausführt, daß nämlich die Einheit des westlichen Christentums (den Begriff Europas verwendet er nicht) nur unter einer monarchischen Zentralregierung möglich ist. Anders als später Novalis, der eine Wiederherstellung der zentralen und einheitlichen Christenheit als geistiges Band Europas fordert,²⁰ ist Campanellas Papst-Christentum rein politisch, wenn auch theologisch und metaphysisch begründet. Das Resultat wäre nicht nur die Eliminierung kultureller Unterschiede (ablesbar am Bildungsprogramm der *Città del Sole*), sondern auch die Aufhebung von Geschichte und vor allem – was im Habsburgerreich, in dem die Sonne nicht unterging, denkbar war, *de facto* aber unmöglich ist – das Verschwinden äußerer Grenzen Europas.²¹

Weil Europa ein kultureller Appellbegriff ist, sind es auch immer wieder die Schriftsteller gewesen, von denen hier nur einige wenige genannt wurden, die über den Europabegriff zur Politik Stellung genommen haben. Und da sie Schriftsteller sind, haben sie keine Angst, paradoxe Gedanken als Ergebnisse vorzulegen.²² So meint etwa Victor Hugo, ein politisch geeintes Europa werde den Tag bringen, „wo es keine anderen Schlachtfelder mehr geben wird als die Märkte [...] und die Geister“,²³ als wären gerade diese dann versöhnbar. Und der zum amtierenden Politiker gewordene Schriftsteller Václav Havel kondensiert die Spannung des in der Geschichte unentschiedenen Inhalts des Europabegriffs in die Aufgabe, eben jene Undeutlichkeit zu perpetuieren: „Die einzig sinnvolle Aufgabe für Europa des nächsten Jahrhunderts besteht darin, sein bestes Selbst zu werden, das heißt, seine besten geistigen Traditionen ins Leben zurückzurufen und dadurch auf schöpferische Weise eine neue Art des globalen Zusammenlebens mitzugestalten.“²⁴ Schärfere kann man den Appell „Europa!“ wohl nicht frei von Inhalt sezieren.



¹⁸ SCHLEGEL, FRIEDRICH: *Reise nach Frankreich* [1803]. – In: LÜTZELER, PAUL MICHAEL (Hg.): *Europa, Analysen und Visionen der Romantiker*. Frankfurt a.M.: Insel, 1982 (= insel taschenbuch, 638), S. 95-105, hier 96.

¹⁹ SAINT-SIMON, CLAUDE HENRI DE; THIERRY, AUGUSTIN: *Von dem Wiederaufbau der europäischen Staaten-Gesellschaft* [1814] – In: LÜTZELER: *Europa*, S. 286.

²⁰ NOVALIS: *Die Christenheit oder Europa* – In: LÜTZELER: *Europa*, S. 57-78.

²¹ Vgl. FRITZ-VANNAHME, JOACHIM: *Spiel ohne Grenzen*. Was Europa ist, wurde lange Zeit nur durch Inhalte definiert. Nun ist auch die politische Geographie gefragt. – In: *Die Zeit*, 20. Jan. 2000, S. 37, darin der Schluß: „Wer will, kann den eurasischen Zipfel vom Nordkap bis zum Zweistromland, von Lissabon bis Wladiwostok strecken. Europas politische Idee allerdings wird sich dann irgendwo dazwischen verlieren. Eine versteppte Utopie.“

²² LÜTZELER: *Hoffnung Europa*, S. 29 f. Vgl. auch DELVAUX, PETER; PAPIÓR, JAN (Hg.): *Eurovisionen*. Vorstellungen von Europa in Literatur und Philosophie. Amsterdam, 1996 (= Duitse Kroniek, 46).

²³ Rede von 1849, zit. nach: LÜTZELER, PAUL MICHAEL: *Der Schriftsteller als Politiker*. Zur Essayistik in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart: Steiner, 1997 (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der Klasse Literatur, Mainz, 1997, Nr. 3), S. 6.

Für Edmund Husserl ist Europa der Schnittpunkt „einer Unendlichkeit von Aufgaben, von denen jederzeit eine Endlichkeit schon erledigt und als bleibende Geltung bewahrt ist.“²⁵ Auch für den begriffsscharfen Philosophen hat die „immanente Teleologie“ Europas keinen Namen, keinen Inhalt außer der Dynamik der Dringlichkeit.

Die eingangs erwähnte konstruktivistische Auffassung kann, wie am Beispiel von Schlegel und Saint-Simon zu sehen war, nur für die Verrechtlichung des Europabegriffs optieren. Sie spiegelt sie in der Weise wieder, daß die Unmöglichkeit einer klaren Antwort zu dem Frageverbot zu führen scheint, was denn „Europa“ bedeutet. Denn die Diagnose des Konstruktivismus an einem Begriff beinhaltet immer auch die Ausblendung der Möglichkeit eines wirklichen Referenten. Das kommt der Verweigerung gegenüber dem Postulat oder Appell gleich, und damit entzieht man sich selbst auch die Chance zu einer inhaltlichen Aussage, wenn denn, wie gezeigt, das Postulatorische der konstante Sinn des Begriffs ist. Dann aber, wenn es *ad libitum* diskutierbar und zugleich arbiträr bleibt, welche geographischen Daten, welche kulturellen Leistungen und welche Zielvorstellungen konkret Europa ausmachen, dann wird Europa möglicherweise nicht am Schreibtisch von Dichtern und Philosophen, sondern in den Büros von Politikern und Juristen gemacht. Doch „Europas größte Gefahr ist die Müdigkeit“.²⁶



²⁴ Ebd., S. 15, *Rede in Aachen* (1996).

²⁵ HUSSERL, EDMUND: *Die Krisis des europäischen Menschentums und die Philosophie*. Hg. v. Bernhard Waldenfels. Weinheim, 1995, S. 33.

²⁶ Ebd., S. 69.

László Szörényi (Budapest)

Über die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Wolfenbüttel und Ungarn

Nachdem sich das Interesse in Ungarn seit Ende des 18. Jahrhunderts immer stärker der Epoche der Renaissance zugewandt hatte, wurde jedem Schriftdenkmal und jeder Angabe, die mit dem größten Herrscher und wichtigsten Mäzen der ungarischen Renaissance, König Matthias Corvinus, in Beziehung stand, eine besondere Bedeutung zugesprochen. Im beginnenden 19. Jahrhundert wurden dann die Pilgerfahrten zu literarischen Kultorten in ganz Europa zu beliebten Angelegenheiten; so wurde auch Wolfenbüttel in gewissem Sinne zur Kultstätte ungarischer Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen. Wie Söhne aller Nationen wegen Shakespeare nach Stradford und wegen Petrarca nach Arqua pilgerten, führten die Wege der ungarischen Kulturschaffenden im 19. Jahrhundert in die Herzog August Bibliothek, die neun Codices aus der Bibliotheca Corviniana des Königs Matthias aufbewahrte. Es genügt ein Hinweis auf die bewegten Zeilen des großen Geschichtsschreibers Ignatius Aurelius Fessler oder des ungarischen Hegelianers und Herausgebers der ersten großen ungarischen Volksdichtungssammlung, János Erdélyi, mit denen sie ihren Wolfenbüttler Besuch beschrieben. Zum richtigen Verständnis der übermäßigen Gefühle darf nicht vergessen werden, daß Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine einzige Handschrift der Bibliotheca Corviniana aufweisen konnte. Die heute in Budapest aufbewahrten Exemplare kamen erst am Ende des Jahrhunderts, als Geschenk des Sultans Abdul Hamid II., nach Ungarn.

Zwischen dem Forschungsinstitut der Bibliothek Wolfenbüttel und dem Institut für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften besteht also seit Jahrhunderten eine rege und ertragreiche Verbindung. Auf Anregung der Direktoren beider Institutionen, Tibor Klaniczay und Paul Raabe, sind seit 1983 die wissenschaftlichen Beziehungen intensiver und regelmäßiger: In Wolfenbüttel oder in Ungarn finden zweijährlich Konferenzen zu Themen der Renaissanceforschung statt, die seit 1991 durch besondere Forschungsmöglichkeiten für Teilnehmer des Programms ergänzt werden.

Unter den Ergebnissen dieser gemeinsamen Arbeit ist zuerst ein selbständiges Projekt zu würdigen: der Katalog der in Wolfenbüttel bewahrten ungarischen und ungarisch-bezogenen Drucke, der unter Beachtung der früheren Forschungen unter anderen von Gedeon Borsa, Judit Vásárhelyi und Katalin Németh S. im Rahmen einer langjährigen Forschungsarbeit erstellt wurde.¹ Der Katalog enthält insgesamt 2359 Posten der

Bibliothek aus den Jahren 1480 bis 1720 und erweist, daß die Wolfenbüttler Sammlung die zweitumfangreichste nach der Breslauer Druckschriftensammlung ist. Das im ausgezeichneten Katalog verarbeitete Material kann Forschern der ungarndeutschen, slowakischen, kroatischen und rumänischen Kulturgeschichte gleichermaßen von großem Interesse sein, da die Katalogsammler in der Regel das Gebiet des historischen Ungarn, d.h. Siebenbürgen und Slawonien mit einbezogen, der bibliographischen und bibliothekshistorischen Forschung zugrunde legten.

Aus den Daten wird offensichtlich, daß eine ungarbezogene Sammeltätigkeit besonders in drei Forschungsbereichen im Interesse des Gründers bzw. des Fortsetzers der Sammlung stand: in denen der Geschichte, der protestantischen Bildung und der ungarischen Sprache.

Nach der Niederlage bei Mohács im Jahre 1526, wo Suleiman der Große das ungarische Heer besiegte, der ungarische König Ludwig II. starb und das ungarische Königreich seine Großmachtstellung für immer verlor, wurde das restliche Ungarn zum „Schutzwall“ des Deutschen Reiches. Daher besaß alles, was im Lande geschah, eine erstrangige politische Bedeutung. In derselben Zeit erstürmte die Reformation das Land dermaßen, daß am Ende des 16. Jahrhunderts die meisten Bewohner Ungarns bereits protestantischen Konfessionen angehörten. Deswegen besuchten außerordentlich viele Ungarn deutsche Universitätsstädte, so z.B. Helmstedt bei Wolfenbüttel. Ihre Dissertationen bzw. die Begrüßungsgedichte dieser Doktorarbeiten bilden einen oft unikalen Teil der Sammlung. Schließlich läßt sich das Interesse an der ungarischen Sprache folgendermaßen erklären: Seit den Anfängen der modernen Sprachwissenschaft gab es zahlreiche Versuche, das auf finnougriische Wurzeln zurückführbare Ungarische ins System der europäischen Sprachen zu integrieren. Während der Reformation, im Zeitalter der Bibelübersetzungen, wurde die Frage nach dem Stellenwert der einzelnen Nationalsprachen besonders wichtig. Albert Szenci Molnár etwa, der Verfasser des ersten lateinisch-ungarischen Wörterbuchs,² verbrachte den größten Teil seines Lebens in Deutschland, wo er mit den herausragendsten Vertretern der Gelehrtenwelt ausgezeichnete Beziehungen ausbaute. Es ist daher kein Zufall, daß seine Werke in Wolfenbüttel in vielen Exemplaren zu finden sind.

Geschichte, protestantische Bildung und ungarische Sprache sind also die drei wichtigsten Themen des mit einem ausgezeichneten Register versehenen Katalogs, dessen auch nur oberflächliches Durchblättern jeden überzeugt, daß die Bibliothek den Experten verschiedener Gebiete noch jahrelang Forschungsperspektiven bieten kann.

Die erste gemeinsame Konferenz zum Themenkomplex *Spätrenaissance-Manierismus-Frühbarock* fand im April 1983 in Veszprém (dt. Wesprim) im Forschungszentrum der Akademie der Wissenschaften statt, mit Teilnehmern aus der damaligen Bundesrepublik Deutschland, der DDR, Ungarn, Großbritannien und dem ehemaligen Jugoslawien.³ Die baldige Veröffentlichung der Vorträge⁴ ermöglichte zum ersten Mal



¹ BORSA, GEDEON; VÁSÁRHELYI, JUDIT; NÉMETH S., KATALIN (Hg.): *Ungarische Drucke und Hungarica 1480-1720 / Magyar és magyar vonatkozású nyomtatványok 1480-1720*. Katalog der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. 3 Teile. München [u.a.]: Saur, 1993.

² SZENCI MOLNÁR, ALBERT: *Dictionarium Latino-Ungaricum*. Nürnberg, 1604.

einem europäischen Fachpublikum den Einblick in den Stand der ungarischen Forschung zu der Epoche. Teilnehmer der Konferenz waren unter anderem Tibor Klaniczay, István Bitskey und Andor Tarnai, Wissenschaftler also, die gegen den einseitigen und unhistorischen, von der sowjetischen Literaturwissenschaft bestimmten Renaissancebegriff ankämpften. In der Tagung wurde der von der kommunistischen Theorie als 'reaktionär' angesehene Barockbegriff rehabilitiert, beziehungsweise wurden typisch ungarische Merkmale des Manierismus bestimmt und untersucht. Von besonders großer Bedeutung war die Frage der richtigen Periodisierung, da die Entwicklung der ungarischen Literatur eng mit den grundlegenden europäischen Tendenzen verbunden stattfand. Weitere wichtige Themen waren die Versuche zur Definition des Manierismus (August Buck) bzw. einer Gattungsbestimmung der vor 1600 in Ungarn erschienenen Drucke (Gedeon Borsa), die Untersuchung der an den deutschen Universitäten benutzten lateinischen Poetiken (Andor Tarnai) und die Beschreibung des Wandels des Herrscherbildes vom Mittelalter bis zum Barock im Spiegel der Sankt-Stephan-Viten (András Vizkelely).⁵ Die Vorträge und Gespräche gaben der späteren Forschung wichtige Anregungen.

Die zweite Sitzungsperiode wurde 1985 in Wolfenbüttel veranstaltet, der Konferenzband erschien in der Reihe *Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung*.⁶ Es wurden die wichtigsten Forschungsgebiete und -aufgaben festgelegt, autoren- und gattungsspezifische Untersuchungen in den Mittelpunkt gestellt. Besondere Impulse vermittelten in ihren Vorträgen Tibor Klaniczay,⁷ August Buck,⁸ Bálint Keserű⁹ und Andor Tarnai.¹⁰ Die Beiträge der Tagung, oft Zusammenfassungen jahrzehntelanger Forschungen, warfen viele neue Aspekte auf und regten weitere Forschungen an.

Die dritte Zusammenkunft erfolgte zum Thema *Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung in der Renaissance* im April 1987 in Eger (dt. Erlau), in der Stadt, die durch die Verteidigung ihrer Burg 1552 gegen die Türken eine zentrale Rolle im Geschichtsbewußtsein der Ungarn bekam.¹¹ Die Vorträge beschäftigten sich mit ikonographischer Legendenbildung (Áron Petneki),¹² mit der Untersuchung der Werke



³ Es handelt sich um eine Konferenz des Arbeitskreises für Renaissanceforschung, des Internationalen Arbeitskreises für Barockliteratur und der Forschungsgruppe für Renaissance und Barock des Institutes für Literaturwissenschaft.

⁴ *Acta Litteraria Academiae Scientiarum Hungaricae* 26 (1984): *Spätrenaissance – Manierismus – Frühbarock*.

⁵ BUCK, AUGUST: *Der Epochenwandel von der Renaissance zum Barock in den romanischen Literaturen*, ebd., S. 5-20; BORSA, GEDEON: *Die Gattungen der Druckwerke von Ungarn bis Mitte des 17. Jahrhunderts*, ebd., S. 33-45; TARNAI, ANDOR: *Lateinische Lyrik in Ungarn in den 16.-17. Jahrhunderten*, ebd., S. 233-242; VIZKELELY, ANDRÁS: *Aspekte zu Wandlungen eines Herrscherbildes vom Mittelalter zum Barock. Stephan I. König von Ungarn*, ebd., S. 275-283.

⁶ BUCK, AUGUST; KLANICZAY, TIBOR (Hg.): *Das Ende der Renaissance: Europäische Kultur um 1600*. Vorträge. Wiesbaden: Harrassowitz, 1987 (= *Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung*, 6).

⁷ *Die politische Philosophie des Manierismus: Paruta und Lipsius*, ebd., S. 23-35.

⁸ Er würdigte die literarische Tätigkeit des Italieners Traiano Boccalini, die die Gedankenwelt des Miklós Zrínyi, des ungarischen Dichterstürzen des Barock, grundsätzlich beeinflusste: *Traiano Boccalini (1556-1613) als Zeitkritiker*, ebd., S. 37-48.

⁹ *Heterodoxie und Späthumanismus im östlichen Mitteleuropa*, ebd., S. 49-62.

¹⁰ *Deutschland als Zentrum der internationalen lateinischen Dichtung im Späthumanismus*, ebd., S. 155-164.

lateinischschreibender ungarischer Historiographen des 16. Jahrhunderts (Antal Pirnát),¹³ mit den Nachdichtungen antiker Mythen durch deutsche Historiker zur Stärkung des Nationalbewußtseins (Notker Hammerstein beziehungsweise August Buck).¹⁴ Besonders aufschlußreich war der Beitrag von Ágnes Ritoók,¹⁵ der die Identifikation des bei Mommsen noch als unbekannter Sammler erwähnten Felice Feliciano gelang.

1989 fand die Konferenz *Gelehrtenbriefe, Gelehrtenkommunikation* in Wolfenbüttel statt, wo in demselben Jahr auch eine Tagung zum Thema *Sozialgeschichtliche Fragestellungen in der Renaissanceforschung* veranstaltet wurde.¹⁶ Die auf der ersten Versammlung erarbeitete Methode war ein wichtiger Ausgangspunkt für die späteren Quellenausgaben der Forschungsgruppe in Szeged.¹⁷ Die zweite Tagung beschäftigte sich mit Themen wie *Die Akademie als Organisation der intellektuellen Elite in der Renaissance* (Tibor Klaniczay),¹⁸ *Geschichte des bürgerlichen Humanismus und des Florenzbildes* (August Buck),¹⁹ *Soziale Existenz und Gelegenheitsdichtung im Späthumanismus* (Andor Tarnai).²⁰ Die Studien der Kunsthistorikerin Gyöngyi Török bzw. des Philosophiehistorikers György Geréby lieferten ebenfalls wichtige Beiträge.²¹

Im Juni 1991 kam es in Pécs (dt. Fünfkirchen) zur Fortsetzung der gemeinsamen Aktivitäten. Der Titel dieser Tagung war *Antike Rezeption und nationale Identität in der Renaissance, insbesondere in Deutschland und in Ungarn*.²² In Pécs wurde der Kreis der Teilnehmer um zwei bedeutende ungarische Vertreter der Klassischen



¹¹ Vgl. den Konferenzband: BUCK, AUGUST; KLANICZAY, TIBOR; NÉMETH S., KATALIN (Hg.): *Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung in der Renaissance*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1989 (= Studia Humanitatis, 7).

¹² *Identificatio, exemplum, stimulus: Mode und Rolle der Ahnengalerie in Ostmitteleuropa*, ebd., S. 47-56.

¹³ *Gattungen der humanistischen Geschichtsschreibung: Historia et commentarii*, ebd., S. 57-64.

¹⁴ HAMMERSTEIN, NOTKER: *Geschichte als Arsenal. Geschichtsschreibung im Umfeld deutscher Humanisten*, ebd., S. 19-32; vgl. auch BUCK, AUGUST: *Das Geschichtsbild der Renaissance in Vespasiano da Bisticcis Lebensbeschreibungen*, ebd., S. 7-17.

¹⁵ RITOÓK-SZALAY, ÁGNES: *Der Kult der römischen Epigraphik in Ungarn zur Zeit der Renaissance*, ebd., S. 65-75. – Der Antiquitätensammler und Alchimist Felice Feliciano bereiste 1479 bis 1480 als Begleiter des Kardinals Johannes von Aragonien Ungarn, wobei er römische Inschriften mit größter Genauigkeit beschrieb.

¹⁶ Zur ersten Konferenz erschien kein Band, zur zweiten erschien 1992 ein Konferenzband unter dem gleichen Titel als 13. Band der Reihe *Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung*; er wurde dem Andenken des kurz vor der Veröffentlichung verstorbenen Tibor Klaniczay gewidmet.

¹⁷ Siehe: KESERŰ, BÁLINT [u.a.] (Hg.): *Adattár XVI-XVIII. századi szellemi mozgalmaink történetéhez*. Szeged: JATE BTK, 1965ff. (bisher 36 Bde.)

¹⁸ Klaniczay, der selber, dem Geist der Renaissance-Akademien gemäß, das leitende Institut für die ungarische Literaturgeschichte, das Institut für Literaturwissenschaft und die Forschungsgruppe für Renaissance und Barock organisierte, hob die Rolle der humanistischen Literatenkreise („coetus“ oder „academiae“) als Werkstätte der Forschung im Gegensatz zu den erstarrten offiziellen Universitätsstrukturen hervor.

¹⁹ *Der bürgerliche Humanismus in Florenz*, S. 17-30.

²⁰ Tarnai spricht hier aus ganz neuen Gesichtspunkten über die späthumanistischen Dichter, die mithilfe der Internationalität der lateinischen Sprache mit zeitgenössischen ungarischen Literaturwissenschaftlern in Verbindung standen.

²¹ TÖRÖK, GYÖNGYI: *Die Kunstförderung der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten in Mitteleuropa*, S. 119-138; GERÉBY, GYÖRGY: *'Diversitas in concordantia'. Bemerkungen über die gesellschaftstheoretischen Folgerungen aus der cusanischen Anthropologie*, S. 157-172.

Philologie erweitert: István Borzsák sprach über Péter Bornemissza, eine der interessantesten Gestalten der ungarischen Literatur im 16. Jahrhundert,²³ László Havas lieferte eine eingehende philologische Untersuchung von Übersetzungen älterer ungarischer Geschichtsschreibung.²⁴ Bodo Guthmüller untersuchte die *Nationalliteratur und Übersetzung antiker Dichtung im Cinquecento*²⁵ und verhalf damit der Quellenforschung zu wichtigen Erkenntnissen in bezug auf das Epos des Ungarn Miklós Zrínyi. Klaus Uhlig gelang in seinem Vortrag²⁶ eine gattungsgeschichtliche Kategorisierung der Nationalepen der Renaissance und des Frühbarock. Er gab damit der Erforschung von ost- und mitteleuropäischen Nationalliteraturen wichtige Impulse. Im Konferenzband wurde auch der Aufsatz *Die Benennungen „Hungaria“ und „Pannonia“ als Mittel der Identitätssuche der Ungarn* postum veröffentlicht,²⁷ der für alle Forscher ostmitteleuropäischer nationaler Vergangenheit grundlegende ideologiegeschichtliche Fragen behandelt.

Die nächste Sitzung fand nach einer längeren Unterbrechung 1996 in Szeged (dt. Szegedin) zum Thema *Freiheitsstufen der Literaturverbreitung, Zensurfragen, verbotene und verfolgte Bücher* statt.²⁸ Am Lehrstuhl für Ältere Ungarische Literatur der Universität Szeged wurden schon seit längerem Fragen der Ideologiegeschichte und des historischen Buchwesens untersucht. Die Vorträge der Konferenz behandelten verschiedene Phasen der Geschichte der Zensur anhand von ungarischen, deutschen, schweizerischen, italienischen, Tiroler und spanischen Beispielen. So beschäftigte sich Bodo Guthmüller mit einer verbotenen Bildbeilage,²⁹ András Szabó mit den zensorischen Schranken der Zeitgeschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts,³⁰ Mihály Balázs mit der Tätigkeit einer führenden Gestalt des Antitrinitarismus im Siebenbürgen,³¹ Judit V. Ecsedy mit frühen falschen oder fiktiven Druckorten in Ungarn.³²

Seitdem wurden zwei weitere Konferenzen veranstaltet: die erste mit dem Titel *Europa und die Türken in der Renaissance* im Jahre 1997 in Wolfenbüttel, und die zweite über *Amor und Psyche in der Renaissance* in Miskolc.³³ Die Arbeitsgruppen



²² KLANICZAY, TIBOR; NÉMETH S., KATALIN; SCHMIDT, PAUL GERHARDT (Hg.): *Antike Rezeption und nationale Identität in der Renaissance, insbesondere in Deutschland und in Ungarn*. Budapest: Balassi, 1993. Dieser Band wurde ebenfalls dem Andenken von Tibor Klaniczay gewidmet.

²³ BORZSÁK, ISTVÁN: *Sophokles, Melanchthon und die ungarische Literatur*, ebd., S. 7-17.

²⁴ *Das geistige Erbe des antiken Roms und die klassische Geschichtsauffassung in der altungarischen Literatur*, ebd., S. 53-81.

²⁵ Ebd., S. 33-51.

²⁶ *Spensers Faerie Queene unter anderen nationalen Epen der europäischen Renaissance*, ebd., S. 129-157.

²⁷ Ebd., S. 83-110.

²⁸ JANKOVICS, JÓZSEF; NÉMETH S., KATALIN (Hg.): *Freiheitsstufen der Literaturverbreitung, Zensurfragen, verbotene und verfolgte Bücher*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1998 (= Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, 18).

²⁹ *Ein Beispiel von Bildzensur im italienischen Buchdruck der Renaissance (Der Ovidio Methamorphoseos vulgare, Venedig 1497)*, ebd., S. 11-36.

³⁰ *Zeitgeschichte und Öffentlichkeit im 16. Jahrhundert: Der Fall von Ferenc Forgách*, ebd., S. 37-48.

³¹ *Antitrinitarismus und die Zensur in Siebenbürgen in den 1570er Jahren*, ebd., S. 49-66.

³² *Frühe ungarische Druckschriften mit falschem und fingiertem Druckort*, ebd., S. 125-146.

treffen sich vereinbarungsgemäß im Jahre 2001 in Wolfenbüttel wieder zum Thema *Deutsche und ungarische Beziehungen in der Renaissance*.

Mit Hilfe der von mir genannten Aspekte und der flüchtig behandelten Einzelfragen wollte ich die thematische und methodische Vielfalt aufzeigen, die die Zusammenarbeit zwischen Wolfenbüttel und Ungarn auszeichnet. Zum Schluß kann man folgende würdigende Bilanz aufstellen: Für die ungarische Kulturgeschichte ist die Erschließung der englischen, niederländischen oder französischen Beziehungen – um von anderen Regionen Europas gar nicht zu sprechen – natürlich unentbehrlich, dennoch war die ungarische Kultur und Literatur infolge der geschichtlichen Gegebenheiten mit dem deutsch- und dem italienischsprachigen Raum durch die engsten geistigen Beziehungen verbunden. Dem Forscher und Wissenschaftsorganisator Tibor Klaniczay war diese Tatsache bewußt, und deswegen baute er enge Beziehungen zur Fondazione Giorgio Cini in Venedig und zur Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel aus. Dadurch ermöglichte er für die ungarischen Forscher auf dem Gebiet der Renaissance und des Barock den europäischen Ausblick, zugleich auch den Vergleich mit europäischen Maßstäben. Indem also die von den obengenannten Forschern erschlossenen ungarischen Themen für das deutsche und internationale Publikum zugänglich geworden sind, konnten zugleich die westeuropäische Forschungsmoral, Annäherungsweise und Stoffwahl ins Normensystem der ungarischen Wissenschaft integriert werden. Klaniczay vollbrachte diese Leistung zu einer Zeit, als das in Ungarn in den anderen geisteswissenschaftlichen Forschungszweigen noch bei weitem nicht evident war. Nimmt man die wissenschaftlichen Produkte der ungarischen Teilnehmer der Wolfenbütteler Konferenzen unter die Lupe, dann läßt sich folgendes feststellen: Die hauptsächlich durch die Beziehungen zwischen Wolfenbüttel und Ungarn gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse wurden an den meisten Forschungsstätten oder Hochschulen Ungarns erfolgreich adaptiert.

Man kann nur wünschen, daß diese Zusammenarbeit noch lange dauern wird, denn der reiche Fundus der Herzog August Bibliothek verspricht den ungarischen Forschern ohne Zweifel weitere entscheidende wissenschaftliche Erfolge.



³³ Der erste Konferenzband ist bereits erschienen: vgl. GUTHMÜLLER, BODO; KÜHLMANN, WILHELM (Hg.): *Europa und die Türken in der Renaissance*. Tübingen: Niemeyer, 2000 (= Frühe Neuzeit, 54).

Antal Mádl (Budapest)

Das *Nibelungenlied* – ein „immergrünes“ Thema der ungarischen Germanistik

Der Jubilar steht als germanistischer Mediävist am vorläufigen Ende einer Reihe von weit über die Landesgrenzen hinaus anerkannten Wissenschaftlern, die sich u.a. mit der Nibelungensage, ihren pannonischen Beziehungen, dem deutschen und ungarischen Umfeld der Entstehung des *Nibelungenliedes* und seinen zahlreichen, bis heute noch ungeklärten Rätseln beschäftigt haben.¹ Der hier folgende Kurzbericht – von einem Nicht-Spezialisten dieses Forschungsgebietes – ist als Versuch zu betrachten, einen Überblick über die bisherige germanistische Nibelungenforschung in Ungarn zu geben.

Im Jahre 1857 veröffentlichte Wilhelm Gärtner, Germanistikprofessor und Leiter des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Pest, ein Aufsehen erregendes Werk mit dem Titel *Chuonrad von Göttheit und das Nibelungenlied. Eine Beantwortung der Nibelungenfrage* (Wien/Pest/Leipzig: Hartleben, 1857, 365 Seiten). Der aus dem damaligen Böhmen stammende Priester und spätere Hofprediger in Wien wurde 1851 von Kaiser Franz Joseph zum Professor für Germanistik nach Pest berufen. Gärtner war bemüht, sich in einer Atmosphäre zurecht zu finden, in der die ungarische Nation nach der Niederlage von 1849 langsam wieder zu sich kam, und dabei mit der Konsolidierung, die den Weg zum Ausgleich (1867) ebnete, selbstbewußt auch nach ihrer eigenen Herkunft und Vergangenheit eine Rechtfertigung suchte. Gärtner hat mit gutem Spürsinn ein Thema aufgegriffen, das schon deshalb nicht ausschließlich nur in engen wissenschaftlichen Kreisen Interesse erwecken konnte. Die Herkunft der Ungarn aus dem Osten und ihre Eingliederung in den westeuropäischen Kulturkreis machte einst tiefen Eindruck bei den christianisierten Staaten Europas.

Einer der bedeutendsten ungarischen Dichter des 19. Jahrhunderts und gleichzeitiger Generalsekretär der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, János Arany, griff etwa in derselben Zeit auf die *Edda* zurück, äußerte sich über das *Nibelungenlied* und unternahm in einer Reihe von Versuchen, mit Einbindung der überlieferten



¹ Vgl. den Aufsatz von András Vizkelety in: ZATLOUKAL, KLAUS (Hg.): *1. Pöchlerner Heldenliedgespräch: Das Nibelungenlied und der mittlere Donauraum*. Wien: Fassbaender, 1990 (= *Philologica Germanica*, 12), S. 131-137. Siehe weiterhin das Schriftenverzeichnis des Jubilars in dieser Festschrift.

Hunnensagen-Bruchstücke als Vorarbeit, eine Art „Fortsetzung“ des *Nibelungenliedes* zu schreiben.² Einer der erfolgreichsten Übersetzer der Zeit, Károly Szász, arbeitete an einer kongenialen Übersetzung des *Nibelungenliedes* und berichtete an der Akademie über sein Werk mit der Feststellung, „infolge des Zusammenhangs des Sagenkreises mit *unserem* (Hervorhebung – A. M.) Attila dürfte das Nibelungenlied außer den Deutschen für uns Ungarn am nächsten stehen und äußerst wertvoll sein“.³ Szász studierte eingehend die einzelnen Handschriften des *Nibelungenliedes*, behandelte sie in seinem Vortrag und ging auch auf die bis heute noch unbeantwortete Frage des unbekanntem Verfassers ein. Seine Argumente, das Werk sei „die Leistung eines einzigen Verfassers“,⁴ überzeugten seine Zuhörer. Die damals favorisierte Antwort, die auf die *Klage* zurückgriff und den Schreiber des Passauer Bischofs Pilgrim zum Autor machte (vgl. z.B. Holtzmann), lehnte er ab. Seine Vermutungen gingen eher (aber mit Vorbehalt) von formalen Eigenschaften geleitet auf den Kürenberger zu (ebenfalls eine Theorie, die von Zeit zu Zeit immer neu auftaucht, um nachher in Zweifel gezogen zu werden). Das damalige Interesse in breiten Kreisen für das *Nibelungenlied* und seine Beziehungen zum ungarischen Raum beweist auch eine Übersetzung in Prosa, die in hoher Auflage zahlreiche Leser erreichte.⁵

Besonders brisant erwies sich für die weitere Nibelungen-Forschung in Ungarn das Verhältnis des Hunnensagenkreises zum Nibelungenstoff. Der bedeutendste ungarische Literaturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts, Pál Gyulai, versuchte vom *Nibelungenlied* angeregt auf die Frage eine Antwort zu geben, ob die germanischen Sagen einfach adoptiert wurden, oder ob bei den ungarischen Varianten mindestens eine „Originalität der Abänderung“ zu erkennen ist.⁶ Entscheidend für ihn war die Frage, ob die ungarischen Chroniken einen völlig neuen Stoff bearbeitet haben, d.h. aus anderen Quellen schöpften oder nur früheres Sagenmaterial aus dem Nibelungen-Sagenkreis erweitert haben.⁷

Gärtners Verdienst dürfte es sein, auf wissenschaftlichem Niveau das Nibelungen-Thema nach 1849 in Ungarn als Germanist aufgegriffen zu haben. Ihm ging es vor allem um die Autorenschaft des Werkes. Von den Hinweisen in der *Klage* ließ er sich nicht irreleiten. Sein Ausgangspunkt, daß der Autor ein Österreicher gewesen sein



² György Walkó verweist auf János Arany's Überlegungen, ob das *Nibelungenlied* eine spätere, teils christianisierte Abklärung aus den *Edda*-Liedern ist, oder ob umgekehrt das aus einer bereits christianisierten Atmosphäre entstandene *Nibelungenlied* in den im europäischen Norden entstandenen *Edda*-Liedern einen heidnischen Rückwandlungsprozeß durchgemacht hat. Arany hielt den ersten Vorgang für wahrscheinlicher, und dieser Überzeugung folgend beschäftigt er sich mit der Hunnensage, die er weiter ausbauend (vgl. sein Gedicht *Keveháza* und die unvollendete Trilogie über Attilas Sohn Csaba) – laut Walkó – als eine Fortsetzung der Nibelungengeschichte gedacht hat. – WALKÓ, GYÖRGY: *Nibelungok. Középkori költészet és európai valóság* [Die Nibelungen. Mittelalterliche Dichtung und europäische Realität]. Budapest: Magvető, 1984, S. 199 u. 349.

³ SZÁSZ, KÁROLY: *A Nibelungen-ének keletkezéséről és gyanítható szerzőjéről* [Über die Entstehung und den vermutlichen Autor des Nibelungenliedes]. – In: *Értekezések az MTA Nyelv- és Széptudományi Osztálya köréből* (1867-1869), S. 3-20, hier S. 3.

⁴ Ebd., S. 4.

⁵ FELSMANN, JÓZSEF: *A Nibelungok* [Die Nibelungen]. Pest, 1870.

⁶ Vgl. seinen Aufsatz in: *Budapesti Szemle* 25 (1881), S. 142.

⁷ Ebd., 32 (1888), S. 340.

mußte, da die genauen Ortskenntnisse von Passau bis zur ungarischen Grenze bei der Beschreibung der mehrmaligen Reise der Nibelungen eindeutig davon sprechen, galt für ihn als unerschütterliches Argument. So sehr aber dieser Ausgangspunkt sich als unbestreitbar erwies, hat Gärtner doch einen falschen Weg eingeschlagen, indem er die Entstehungszeit um mehr als ein Jahrhundert vorverlegte, um auf diese Weise den Göttweiher Prälat Chuonrad als Autor angeben zu können, „welcher 1065 mit dem Passauer Bischof Altmann, mit Gunther, Bischof von Bamberg, und mit Ezzo nach Jerusalem gewahlfehrtet“.⁸ Sein Werk bietet trotz dieses Irrtums in der Methode, im gesamten Herangehen an die Problematik der Autorenschaft wesentliche Ansatzpunkte für die spätere Forschung. Eine intensive Beschäftigung mit dem Thema beweisen weitere Veröffentlichungen von Gärtner. Noch im Jahre des Erscheinens seines Buches kam es zu ergänzenden Ausführungen: *Beleuchtungen. Ein Nachwort, und eine Antwort auf die Kritik des Herrn Joseph Diemer* heißt die ebenfalls bei Hartleben erschienene Schrift, in der er seinen Standpunkt mit weiteren Argumenten zu verteidigen versuchte. Gärtner war auch als Autor belletristischer Schriften aus demselben Themenbereich tätig. So wählte er u.a. zu zwei weiteren Werken den Stoff aus der Zeit des Hunnenkönigs: *Attila. Tragödie in fünf Acten* (Wien 1863) und *Markgraf Rüdiger. Dramatisches Fragment* (Wien, 1872).

Die Frage der Autorenschaft trat als eindeutig zu beantwortende Frage von nun an in der Forschung zurück. An ihrer Stelle rückte vor allem das Problem in den Vordergrund, aus welchen Quellen der zweite Teil des *Nibelungenliedes* geschöpft haben könnte, beziehungsweise welche Kontakte zwischen den Hunnensagen, den frühen Árpádensagen und dem zweiten Teil des *Nibelungenliedes* bestehen.

Ein Nachfolger Gärtners, Gustav Heinrich, hielt 1881 seine Antrittsvorlesung an der Ungarischen Akademie der Wissenschaft mit dem Titel *Etzelburg és a magyar húnmonda* (Etzelburg und die ungarische Hunnensage).⁹ Heinrich läßt keinen Zweifel in der Frage, ob es unabhängig vom Nibelungenstoff bei der Bevölkerung im Karpatenbecken Sagen über den Hunnenkönig gegeben hat:

Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern liegt in der Natur der Dinge, daß in Ungarn noch vor dem Erscheinen der Magyaren hier die Ereignisse der Hunnenzeit bei der Bevölkerung als Volksgut erhalten blieben [...] Falls die auf einander folgenden verschiedenen Völker mit einander kontaktierten, nach gegenseitiger Bekriegung im Frieden lebten, und zwar neben und miteinander, sogar miteinander verschmolzen sind, kann mit der Kontinuität der Bevölkerung auch die Kontinuität der Traditionen erklärt werden. Die Erinnerung an das Reich Etzels ist bei allen europäischen und asiatischen Völkern in Sagen, Legenden und Liedern erhalten geblieben, – allein hier in der Region der Donau und der Theiß, wo der gefürchtete Fürst residierte, allein hier wäre keine Sage oder kein Lied über ihn erhalten geblieben?¹⁰



⁸ Vgl. GÄRTNER, WILHELM: *Chuonrad von Göttweih und das Nibelungenlied*. S. 243. – Cuonrad (= Konrad) stand als Domherr in Passau im Dienste des Bischofs Gunther (1064-1084), und anschließend wurde er zum Prälaten von Göttweih (1084-1093) ernannt (S. 237). Gärtner entdeckte in der Österreichischen Nationalbibliothek die sog. *Göttweiher Fragmente* (von ihm 1856 in Pöchlarn veröffentlicht), von denen angeregt er sich in die Nibelungen-Forschung vertiefte (S. IX-XI).

⁹ Erschienen in: *Értekezések a Nyelv- és Széptudományi Osztály köréből*, Bd. 10, S. 1-39.

¹⁰ Ebd., S. 24.

Heinrich geht auch auf eine Hypothese ein, die bei manchen Zeitgenossen von ihm (aber auch seitdem) auftaucht, nämlich auf die sagenhaft verbreitete Verwandtschaft der Ungarn mit den Hunnen, und er schließt kategorisch aus, daß die Ungarn bereits vor der Landnahme im Bewußtsein einer solchen Verwandtschaft gelebt hätten. Er rechnet mit einem solchen Mythos einfach ab:

Die hunnisch-ungarische Verwandtschaft war eine nationale Tradition, die die Magyaren nicht aus Asien mit sich brachten. Sie fanden sie in ihrer europäischen neuen Heimat bereits fertig vor und gestalteten zum Teil sie selbst mit.¹¹

Die ungarische Hunnensage nährte sich demnach aus den sagenhaften Bruchstücken, die traditionsmäßig bei den im Karpatenbecken lebenden Völkern überliefert wurden, sie nahm aber ihre letzte Gestalt, wie sie in ungarischen Chroniken beschrieben wurde, zum bedeutenden Teil unter dem Einfluß der deutschen Hunnensage. Heinrich geht im weiteren über die von Pál Hunfalvy für seine Zeit belegte Feststellung hinaus,¹² indem er die Einwirkungen der ungarischen Frühgeschichte im Karpatenbecken auf die endgültige letzte Gestaltung des Nibelungenstoffes im zweiten Teil des Liedes für möglich hält. Die Raubzüge der Ungarn im Westen Europas im ersten Jahrhundert nach der Landnahme wurden als Fortsetzung der Eroberungskriege Etzels betrachtet, und auch die Awaren regten mit ihrer Geschichte im Karpatenbecken zu einem solchen Vergleich an. Die mit dem Fürsten Géza einsetzende Christianisierung und die weitere Verbundenheit mit dem Deutsch-Römischen Kaiserreich bezeichnet Heinrich als eine „jahrhundertlange friedliche Invasion“ der Deutschen nach Ungarn, die ebenfalls manchen Stoff zur weiteren Gestaltung im zweiten Teil des *Nibelungenliedes* lieferte. Er bekennt gleichzeitig, daß ein solcher Einfluß aus der ungarischen Frühgeschichte vorausgesetzt werden muß; sein Beweis sei jedenfalls sehr kompliziert und bedürfe weiterer Untersuchungen.¹³

Er selbst konzentriert sich im weiteren auf die Frage Etzelburg. Der von Gärtner festgelegten Behauptung, der Autor müsse ein Österreicher gewesen sein, der die Donau-
strecke von Passau bis Wieselburg (ung.: Moson) sehr genau gekannt hat, stimmt auch Heinrich zu. Weiter landeinwärts nach Ungarn wußte aber der Autor nicht mehr Bescheid, ebenso wie auch der erste Teil des *Nibelungenliedes* örtlich und geschichtlich viel weniger fixierbar ist. Der Hinweis auf Gran (ung.: Esztergom) setzt laut Heinrich vom Autor des *Nibelungenliedes* kein selbst erfahrenes Erlebnis voraus, denn als Hauptstadt Ungarns dürfte sie in gebildeten Kreisen bekannt gewesen sein. Untersuchungen von deutschen Germanisten folgend, neigt er zu der Annahme, daß die Ruinen des römischen Aquincum (heute Stadtteil von Budapest am rechten Ufer der Donau) bei der mündlichen Überlieferung der hiesigen Bevölkerung ebenso wie bei den ungarischen Chronikautoren zu der Vermutung geführt haben, daß Etzels Burg hier gestanden habe. Indem Heinrich von allen anderen Mutmaßungen auch



¹¹ Ebd., S. 25.

¹² Der ungarische Historiker Pál Hunfalvy leitet die Hunnensage ausschließlich aus dem *Nibelungenlied* ab (vgl. sein Buch *Die Ungarn*. 1881). Seiner Meinung nach diene den ungarischen Chroniken für die angebliche Verwandtschaft der Hunnen mit den Ungarn das *Nibelungenlied* als einzige Quelle (S. 121-128).

¹³ HEINRICH, a.a.O., S. 27.

diese Hypothese noch am ehesten bereit ist zu akzeptieren, verweist er gleichzeitig darauf hin, daß aus dem *Nibelungenlied* nicht hervorgeht, ob Etzelburg eine Siedlung war. Er verweist darauf, daß Etzel mehrere Burgen besaß; u.a. auch eine in Traismauer, wo seine erste Frau residierte. Laut Heinrich ist aus dem Text auch nicht zu fixieren, wo Etzel die Burgunden empfangen hat.

In der Frage, wo die vermutliche Etzelburg lag, schlägt Heinrich einen Weg ein, den die spätere ungarische Nibelungenforschung von Germanisten weiterhin verfolgt und zu konkretisieren versucht. Der Ausgangspunkt dieser Annäherung ist die Überzeugung, daß das Zeitgeschehen vor der unmittelbaren Entstehung des *Nibelungenliedes* um 1200 in die Beschreibung von Einzelheiten mit eingegangen ist, und auf die Zeit von Attila zurückverlegt wurde. Heinrich bezieht sich u.a. auf die *Chronika Slavorum* (1204-1210), die bei der Beschreibung des Durchzugs Friedrichs I. mit seinem Heer durch Ungarn ins Heilige Land (1189) die Etzelburg keinesfalls mit Gran gleichsetzt. Gideon Petz, Schüler und späterer Kollege von Gustav Heinrich, nimmt an einem Preisausschreiben der Budapester Universität im Jahre 1888 teil. Das Preisausschreiben deutet bereits auf die Vorbereitung der Tausendjahrfeier der ungarischen Landnahme hin, die im darauffolgenden Jahrzehnt begangen werden sollte. Es heißt konkret: „Identische und abweichende Züge zwischen der deutschen und der ungarischen Hunnensage. Genauer Vergleich und Analyse aufgrund der Quellen.“¹⁴ Petz gewinnt mit seinem Schreiben den ersten Preis, und gleichzeitig wird seine Arbeit von der Fakultät als Promotion angenommen. Der Wegweiser für seine Forschung waren Heinrichs oben erörterte Ausführungen. Nur versucht er weitere Quellen heranzuziehen und geht auch in den einzelnen Feststellungen mutiger voran. Die selbständige Existenz einer ungarischen Hunnensage wird keinesfalls mehr bezweifelt. Er stellt fest: „die deutsche Hunnensage entstand noch in der Lebenszeit von Etzel, vermutlich in der Donauregion und erreicht von hier die Gegend der Elbe und des Rheins, ja sogar Skandinavien.“¹⁵ Im *Nibelungenlied* betrachtete er die so entstandene Hunnensage nur als einen Nebenstrang des deutschen Heldengedichtes.¹⁶ Für ihn besteht kein Zweifel daran, daß mündliche Überlieferungen am Ort bis zum 12. Jahrhundert bestanden haben, die zusammen mit historischen Ereignissen in der Relation deutsch-ungarischer Begegnungen verschiedener Art ganz bis hin zur Zeit der Entstehung des Werkes in die Beschreibung des Geschehens als Motive eingegangen sind. Er verweist u.a. auf den Einbruch des Deutsch-Römischen Kaisers im Jahre 1051 in das Land.¹⁷ Bei der Lokalisierung der Etzelburg schließt er sich der Meinung seines Meisters an. Da aber die ursprüngliche Intention des Preisausschreibens selbst ungarische Interessen vermuten ließ, steigt Petz darauf ein und legt besonderes Gewicht auf die abweichenden Züge der ungarischen Hunnensage von der deutschen. So wird der Sagenteil nach dem Ableben Etzels, ganz besonders der Kampf seiner Söhne um die Macht und die Flucht des Prinzen Csaba, hervorgehoben.¹⁸



¹⁴ PETZ, GEDEON: *A magyar húnmonda* [Die ungarische Hunnensage]. Budapest: Franklin, 1885, S. 3.

¹⁵ Ebd., S. 13.

¹⁶ Ebd., S. 16.

¹⁷ Ebd., S. 33.

¹⁸ Ebd., S. 79.

Petz bekräftigt auch – im Gegensatz zu Forschungen ungarischer Historiker und Hungarologen –, daß die ungarische Hunnensage, ganz besonders die vermutliche Verwandtschaft der Ungarn mit den Hunnen, keinesfalls von früheren Siedlungsorten der ungarischen Stämme in die neue Heimat mitgebracht wurde.¹⁹ Die Ungarn erfuhren erst nach der Landnahme von den neuen Nachbarn, daß sie als Hunnen bezeichnet bzw. mit den Hunnen gleichgesetzt werden. Das *Nibelungenlied*, in dem an zwei Stellen anstatt der Hunnen die Ungarn angeführt werden, bekräftigt für Petz seine Argumentation. So verbinden sich nach seiner Meinung Volksüberlieferung und ergänzend dazu schriftlich fixierte Sagenstoffe, wie z.B. die vom Passauer Bischof Pilgrim und seinem Schreiber Konrad verfaßte lateinische Sage.²⁰ Die ungarische Hunnensage, die ergänzend zum Nibelungenstoff in das Heldengedicht in verschiedenen Phasen seiner Herausbildung eingegangen ist, machte einen Entstehungsprozeß durch, der sich aus historischen Fakten – getreu oder dem Sagenstoff angepaßt –, aus daraus überlieferten getreuen und/oder ins Sagenhafte verwandelten mündlich weitergereichten Traditionen, aus germanischen sagenhaften Elementen (Dietrich, Kriemhild, Rüdiger u.a.) und letztlich aus Zutatzen der ungarischen Verfasser der überlieferten Chroniken zusammensetzte.

Ein anderer Schüler und Nachfolger am Lehrstuhl Heinrichs, Jakob Bleyer, geht – trotz der Zweifel von Hungarologen und Historikern an der selbständigen Existenz einer ungarischen Hunnensage – von der Gewißheit einer solchen aus, die sich aus Bruchstücken ungarischer Chroniken rekonstruieren ließe. Der Titel seiner Ausführungen: *Die germanischen Elemente der ungarischen Hunnensage*²¹ ist etwas irreführend, denn Bleyer steuert kräftiger als seine Vorgänger dem Ziel zu, die ungarische Hunnensage von der germanischen Sage abzuleiten. Er vertritt die Meinung, daß fast der ganze Komplex der ungarischen Hunnensage germanischen Ursprungs ist. Spezielle, ergänzende ungarische Elemente dürfen nur am Anfang und am Schluß der Sage angenommen werden: dort sind nur sozusagen Ansätze vorhanden, hier eine bedeutungsvolle Weiterentwicklung in ungarisch-nationalem Sinne.²²

Die germanischen Bestandteile der Hunnensage führt er auf die Ostgoten zurück, und erzählt eine Reihe von Völkern auf, die als Besiegte oder vorübergehende Eroberer Pannoniens an der Überlieferung beteiligt waren, so außer den Ostgoten die Hunnen, Gepiden, Langobarden und Awaren. Einen intensiven deutschen Einfluß läßt Bleyer erst im 12. Jahrhundert gelten, dagegen spricht er den in Pannonien angesiedelten Slawen bei der Überlieferung eine bedeutende Rolle zu. Slawen waren schon zu Attilas Zeiten im Karpatenbecken.²³ Ihre Vermittlertätigkeit an die Ungarn ist vor allem bei der Christianisierung der Ungarn bekannt; besonders die Slowenen hatten dabei einen wichtigen Anteil. Seiner Überzeugung nach haben die pannonischen Slawen die Sagenelemente von vorübergehenden Bewohnern der Region übernom-



¹⁹ Ebd., S. 83.

²⁰ Ebd., S. 98.

²¹ Erschienen in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache*. 1907, S. 429-599 (auch als Separatdruck). Ungarisch in Buchform: *A magyar hun-monda germán elemei*. Budapest, 1905.

²² Ebd., S. 586f.

²³ Ebd., S. 593.

men und an die Ungarn weitervermittelt. Auch habe sich die Annahme einer hunnisch-ungarischen Verwandtschaft erst durch diese Vermittlung der pannonischen Slawen durchgesetzt. Als historische Treue hebt auch Bleyer hervor, daß die hunnisch-germanischen Gegensätze ebenso einen Eingang in den Stoff gefunden haben wie die in ihrer späteren Fortsetzung eingetretenen deutsch-ungarischen Streitigkeiten der frühen Árpádenzeit. Seine Endkonklusion hebt zusammenfassend die ungarische Hunnensage als einen wertvollen Schatz der ungarischen Literatur- und Kulturgeschichte hervor; „sie bietet aber zugleich auch für die Geschichte der germanischen Heldensage wichtiges und wertvolles Material“.²⁴

In einer anderen Arbeit greift Bleyer noch einmal das Thema des zweiten Teils des *Nibelungenliedes* auf.²⁵ Er versucht diesmal, die „ungarische Hunnensage“ in den gesamten Prozeß der Entstehung und Gestaltung des *Nibelungenliedes* einzubauen. Seiner Auffassung nach ist neben dem altisländischen Edda-Stoff und der norwegischen Thidrekssaga die Hunnensage der dritte Bestandteil der Nibelungensage, deren Bedeutung darin zu suchen ist, daß sie als Bindeglied zwischen dem nordischen Anteil und dem späteren deutschen steht. Die ungarische Hunnensage ist seiner Meinung nach in Pannonien entstanden und beruht auf hunnischen und gotischen Traditionen. Sie traf sich mit der Burgundenlegende, und die Wirkung ist von nun an eine wechselseitige. Das Burgundenland wurde 437 von den Hunnen vernichtend geschlagen, worauf der Rest sich 443 vom Rhein nach Savoyen zurückzog. Sechzehn Jahre später starb Attila unter seltsamen Umständen, sein Reich zerfiel unter Zerwürfnissen seiner Söhne. Attila, der in der nordischen Darstellung noch als geiziger, geldgieriger Tyrann dargestellt wird, verwandelt sich von nun an allmählich in eine positive Vaterfigur. Bleyer erklärt diesen Wandel mit historischen Tatsachen, nämlich damit, daß im Reich Attilas die ihm huldigenden germanischen Stämme, vor allem die Ostgoten, freundliche Aufnahme fanden. Dieser Wandel wird von Bleyer einem in Pannonien entstandenen gotischen Sagengut zugeschrieben.²⁶ Die historischen Fakten bestätigen nach Bleyers Meinung diesen Prozeß. Die Ostgoten wurden nämlich noch vor Etzels Zeit im Jahre 375 von dem Hunnenfürst Balamber besiegt, blieben aber im Lande zusammen mit den Gepiden als Untertanen des Hunnenreiches.²⁷ Die Wirkung dieser pannonischen Hunnensage auf den Nibelungenstoff dürfte erst später, etwa am Anfang des siebenten Jahrhunderts, wirksam geworden sein. Bleyer folgert daraus: Der zweite Teil des *Nibelungenliedes* beruht auf historischen Tatsachen und weist in seiner Herausbildung drei Stufen auf: 1. Eine im fünften Jahrhundert bei den Alemannen entstandene Burgundensage, die nicht überliefert ist, aber rekonstruiert werden kann. 2. Im fünften und sechsten Jahrhundert verschmelzen die Nibelungensage und die Burgundensage. 3. Die pannonischen hunnisch-gotischen Traditionen werden aufgegriffen, beeinflussen die Komposition und Aussage des Stoffes. Eine Vorform



²⁴ Ebd., S. 599.

²⁵ BLEYER, JAKOB: A *Nibelungen-monda második felének keletkezése és kialakulása* [Entstehung und Herausbildung des zweiten Teils der Nibelungensage]. – In: *Egyetemes Philológiai Közlöny* 30 (1906), S. 257-270.

²⁶ Ebd., S. 264.

²⁷ Ebd., S. 266.

dieses Wandels bietet die norwegische *Thidrekssaga*, und ein klassisch abgeklärtes Ergebnis ist das *Nibelungenlied*. Demzufolge sind die ungarische Hunnensage und das *Nibelungenlied* nicht aus einem gemeinsamen Stamm hervorgegangen, sie haben aber einmal in der Zeit der Völkerwanderung (Hunnensage) bzw. anschließend in der frühen Árpádenzeit (ungarische Sagen = Chroniken und historische Fakten) aus gemeinsamen Quellen geschöpft. Ihre gegenseitigen Entsprechungen und wechselseitigen Beeinflussungen sind aus diesen gemeinsamen Quellen zu erklären.²⁸

Die Reihe der führenden ungarischen Germanisten, die sich einander folgend dem Thema widmeten, schließt Richard Huss mit seiner 1919 veröffentlichten Arbeit über *Die Entwicklung des Nibelungenliedes und die pannonische Tradition*.²⁹ Er bringt in zwei Richtungen neue Aspekte in die Forschung: 1. Huss untersucht einzelne Motive des Stoffes, betreibt Motivvergleiche auf komparatistische Weise und kommt zu dem Ergebnis, daß der Stoff ursprünglich aus einer germanischen Göttergeschichte stammt, die die Goten von ihrer nördlichen Heimat, in der Nachbarschaft der Finnen, und in ihrer Wanderung bis zu den Griechen teils mit anderen germanischen, teils mit griechischen mythologischen Motiven, aber auch mit realen Fakten aus ihren Siegen und Niederlagen ergänzt haben. So rückten an die Stelle der Finnen als Feinde der Goten die Griechen, dann die Hunnen heran. Die Goten werden dann in der weiteren Gestaltung der Sage von den Burgunden abgelöst. Ihnen folgten die Alemannen, bei denen weitere Fäden zusammenliefen: die von den Awaren, den Langobarden, den Franken und den Baiern stammen. Auf die pannonische Tradition und auf die unmittelbare Entstehungszeit des Werkes in seiner letzten Form führt Huss die Gestalt Rüdigers an. Für ihn verkörpert Rüdiger den Vasallentyp, der nicht zu seiner Sippe hält, sondern seine Dienertreue zu seinem Herrn für wichtiger erachtet. Gerade der Rüdiger-Typ stärkt in Huss die Überzeugung (mit der er übrigens der unmittelbaren deutschen Forschung zustimmt), daß die Entstehungszeit frühestens auf das beginnende 13. Jahrhundert zu setzen ist. 2. Damit kommt er auch auf den zweiten Aspekt, mit dem er jedenfalls in die ungarische Nibelungenforschung neue Elemente einführt. Er verweist darauf, daß das frühe Ungarn in seiner Geschichte nach seiner Meinung bis 1100 in einem Vasallen-Verhältnis zum Deutsch-Römischen Reich stand. Huss macht auch auf griechische, polnische, russische und walachische Andeutungen im *Nibelungenlied* aufmerksam, die er auf eine etwas frühere Zeit ansetzt. Gleichzeitig spricht er seine Vermutung aus, die dann neuerdings wieder aufgegriffen wird, daß nämlich bei den Kreuzzügen die westeuropäischen, vorwiegend deutschen Truppen durch Ungarn die Donau entlang ins Heilige Land zogen. In diesem Sinne schließt er sich bereits der von Gärtner vertretenen Meinung an: Ort der Entstehung sowie das Wesentlichste der Handlung vollzieht sich in der Region von Passau und dem mittleren Donaulauf, und neue Anregungen erhielt der Stoff durch die ungarische Landnahme und die Frühgeschichte Ungarns. Ist dem so, dann haben – nach seiner Mei-



²⁸ Ebd., S. 269f.

²⁹ HUSS, RICHARD: *A Nibelungenének fejlődése és a pannoniai tradíció* [Die Entwicklung des Nibelungenliedes und die pannonische Tradition]. Beszterce, 1919.

³⁰ Ebd., S. 84.

nung – „die Deutschen dem Erscheinen der Ungarn im Karpatenbecken die letzte künstlerische Gestaltung ihres nationalen Epos zu verdanken“.³⁰

Nach langer Pause sind in den letzten Jahren wieder mehrere Einzeluntersuchungen über das Werk – teils gerade dem Jubilar zu verdanken – vor allem als Diplom- und Promotionsarbeiten entstanden.³¹ Besonders anzuführen ist hier die Arbeit von Péter V. Simon, der von seinem zweiten Fach Geschichte ausgehend vor allem die ungarische Geschichte bzw. die ungarisch-deutschen Begegnungen in Frieden und auch in kämpferischen Auseinandersetzungen untersuchte und daraus eine erstaunliche hohe Zahl von Einzelmotiven anführt, die der Autor des *Nibelungenliedes* aus der für ihn fast gegenwärtigen Geschichte, d.h. historische Fakten der unmittelbaren ungarischen bzw. deutschen Vergangenheit, in den zweiten Teil seines Werkes eingebaut hat. In seinen Erörterungen geht Simon so weit, daß er in dem weitgehend humanisierten und toleranten Etzel Züge des ungarischen Königs Stephan und/oder die seines Vaters, des Fürsten Géza, nachzuweisen versucht. Eine weitere Behauptung, die besonders geeignet ist Mythen, der ungarischen Frühgeschichte zu zerstören, ist Simons Argumentation – die man übrigens schwer widerlegen kann –, daß die erste ungarische Königin, Gisela, nach dem Ableben ihres Gatten durch manche politischen Fehlgriffe dem unbekanntem Autor einzelne Motive zu Krimhildens Gestaltung geliefert hat. Geht man auf Ereignisse der ungarischen Geschichte nach dem Tod von Stephan dem Heiligen ein, die von mehrmaligen deutschen Eingriffen in die ungarische Geschichte und auch von blutigen Zusammenstößen berichten, so ist die Hypothese nicht einfach von der Hand zu weisen. Eine gedrängte Fassung seiner Arbeit wurde auch in ungarischer Sprache veröffentlicht.³²

Seine Ausführungen dürften anregend gewirkt haben auf eine umfangreiche Darstellung über die Nibelungen von György Walkó, Hochschulprofessor für Germanistik, der mehr in gelockerter Form, für ein breites Lesepublikum, teils mit Griffen eines Kriminalromans das gesamte Thema mit allen seinen ungelösten Fragen und Rätseln darbietet. Es ist eher eine Lektüre als eine wissenschaftliche Abhandlung, und sehr spannend geschrieben.³³



³¹ Vgl. SIMON, PÉTER: *Die ungarischen Beziehungen des Nibelungenliedes* (1972) und ERDÉLYINÉ KLAJKÓ, LEONÓRA: *Die Beziehungen des Nibelungenliedes zu Ungarn* (1990), beide Diplomarbeiten am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest.

³² SIMON, PÉTER V.: *A Nibelungének magyar vonatkozásai* [Ungarische Bezüge des Nibelungenliedes]. – In: *Századok* 112 (1978), H. 2, S. 271-325.

³³ Vgl. Anm. 2.

